UC-NRLF
B 2 838 573

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

IN MEMORY OF

Mrs. Eleanor Susan Galloway

Digitized by Google

F. M. Dostojewskij

Die Geschichte des Starez Sossima

Mit zweiundzwanzig Zeichnungen von
W. Masjutin

1922

Banas & Dette
Hannover

Übertragen von Alexander Eliasberg

LOAN STACK

GIFT

2/6456

Copyright 1922 by Banas & Dette, Hannover

PG
3327
G5
B7
1922b
MAIN

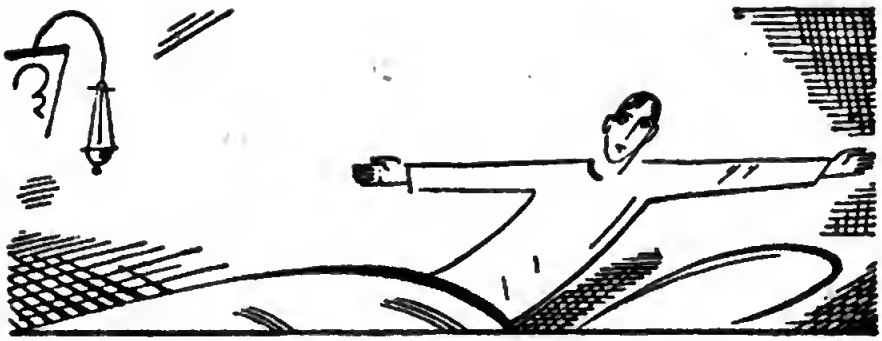
Ich muß bemerken, daß das letzte Geſpräch des Starez mit den Gäſten, die ihn am letzten Tage ſeines Lebens beſuchten, zum Teil in einer Niederſchrift erhalten iſt. Aufgezeichnet wurde es von Alexej Fjodorowitſch Karamaſow aus dem Gedächtniſſe, einige Zeit nach dem Hinſcheiden des Starez. Ob es aber nur das damalige Geſpräch iſt, oder ob er in ſeinen Aufzeichnungen auch einiges aus ſeinen früheren Geſprächen mit ſeinem Lehrer hinzugefügt hat, kann ich nicht entſcheiden; zudem zieht ſich die Rede des Starez in dieſen Aufzeichnungen gleichſam ununterbrochen hin, als hätte er ſeine Lebensgeſchichte ſeinen Freunden in der Form einer Erzählung wiedergegeben, während es ſich in Wirklichkeit, nach den ſpäteren Berichten etwas anders zugetragen hat: an jenem Abend war die Unterhaltung eine allgemeine geweſen, die Gäſte unterbrachen zwar den Gaſtgeber ſehr wenig, ſprachen aber doch auch, miſchten ſich ins Geſpräch ein und berichteten vielleicht ſogar auch von ſich ſelbſt; die Erzählung hat auch aus dem Grunde keine fortlaufende ſein können, weil dem Starez manchmal der Atem ausging und die Stimme verſagte; er legte ſich ſogar

916

einigemal auf ſein Lager, um auszuruhen, ſchlief aber nicht ein, und auch die Gäſte verließen ihre Plätze nicht. Ein- oder zweimal wurde das Geſpräch durch eine Vorleſung aus dem Evangelium unterbrochen; P. Païſſij las vor. Bemerkenswert iſt auch, daß niemand von den Anweſenden glaubte, der Starez würde in dieſer ſelben Nacht ſterben, umſo weniger als er an dieſem letzten Abend ſeines Lebens nach einem tiefen Nachmittagsſchlaf in ſich plötzlich eine neue Kraft gefunden zu haben ſchien, die ihn während des ganzen Geſprächs mit den Freunden aufrecht erhielt. Es war gleichſam ſeine letzte freudige Rührung, die in ihm den ungewöhnlichen Aufſchwung der Lebenskraft bewirkte, doch nur für eine kurze Zeit, denn ſein Leben brach jäh ab... Aber davon ſpäter. Jetzt will ich nur vorausſchicken, daß ich es vorgezogen habe, ohne auf alle Einzelheiten des Geſprächs einzugehen, mich auf die Wiedergabe der Erzählung des Starez nach der Niederſchrift Alexej Fjodorowitſch Karamaſows zu beſchränken. So wird es kürzer ſein und den Leſer weniger ermüden, obwohl Aljoſcha vieles, wie ich ſchon geſagt habe, den früheren Geſprächen entnommen und hier zuſammengefaßt hat.

Aus der Lebensgeſchichte des in Gott verſchiedenen Hieromonachen, Starez Soſſima, zuſammengeſtellt nach ſeinen eigenen Worten von Alexej Fjodorowitſch Karamaſow

Biographiſche Mitteilungen.



a) Vom Jüngling, dem Bruder des Starez Soſſima.

Geliebte Väter und Lehrer, ich wurde in einem fernen nördlichen Gouvernement in der Stadt W. als Sohn eines adligen, aber weder ſehr vornehmen noch im Range hochſtehenden Vaters geboren. Er hatte meiner Mutter ein kleines hölzernes Haus und einiges Vermögen hinterlaſſen, das zwar nicht groß, aber hinreichend war, um ſie mit den Kindern zu ernähren. Mütterchen hatte zwei Kinder: mich Sinowij und meinen älteren Bruder, Markell. Er war etwa acht Jahre älter als ich, heftig und reizbar, aber gut, gar nicht ſpöttiſch und merkwürdig ſchweigſam, beſonders zu Hauſe, im Umgange mit mir, mit der Mutter und mit den Dienſtboten. Im Gymnaſium lernte er gut, ſchloß ſich aber keinem ſeiner

Mitſchüler an, obwohl er ſich mit ihnen auch nicht zankte; ſo berichtete wenigſtens unſere Mutter von ihm. Ein halbes Jahr vor ſeinem Tode, als er ſchon das ſiebzehnte Lebensjahr erreicht hatte, pflegte er oft einen einſam in unſerer Stadt lebenden Menſchen zu beſuchen, der als politiſcher Verbrecher angeſehen wurde und wegen ſeiner Freigeiſtigkeit aus Moskau in unſere Stadt verbannt worden war. Dieſer Verbannte war kein geringer Gelehrter und ein bedeutender Philoſoph an der Univerſität geweſen. Aus irgendeinem Grunde gewann er meinen Bruder Markell lieb und empfing ihn bei ſich. Der Jüngling verbrachte bei ihm ganze Abende, den ganzen Winter lang, bis man den Verbannten auf ſeine eigene Bitte nach Petersburg in den Staatsdienſt zurückrief, denn er hatte Protektion. Es begannen die großen Faſten, Markell wollte aber nicht faſten, läſterte und ſpottete: „Das iſt alles Unſinn, denn es gibt keinen Gott.“ Damit erſchreckte er die Mutter und die Dienſtboten, und auch mich trotz meines kindlichen Alters; ich war zwar erſt neun Jahre alt, erſchrak aber ſehr, als ich dieſe ſeine Worte hörte. Unſere Dienſtboten waren lauter

Leibeigene, vier Seelen, die wir auf den Namen eines uns bekannten Gutsbeſitzers gekauft hatten. Ich erinnere mich noch, wie Mütterchen eine von dieſen vier, die Köchin Afimja, eine hinkende ältere Frau für ſechzig Rubel in Aſſignaten verkaufte und an ihre Stelle eine freie Dienſtmagd nahm. In der ſechſten Woche der Faſten wurde mein Bruder plötzlich krank; er war aber immer kränklich, bruſtleidend, von einer ſchwächlichen Konſtitution und zur Schwindſucht geneigt geweſen; von Wuchs war er nicht klein, aber ſchmächtig und ſchwächlich, dabei recht hübſch. Vielleicht hatte er ſich erkältet, aber der Doktor, der gerufen wurde, flüſterte Mütterchen ſofort zu, daß es die galoppierende Schwindſucht ſei und daß er den Frühling wohl nicht mehr erleben würde. Die Mutter fing zu weinen an und bat den Bruder mit Vorſicht (um ihn nicht zu erſchrecken), er möchte ſich auf die Beichte vorbereiten und das heilige Abendmahl empfangen, denn er lag damals noch nicht. Als er das hörte, wurde er böſe, beſchimpfte die Kirche Gottes, wurde jedoch nachdenklich: er erriet ſofort, daß er gefährlich krank ſei und daß die Mutter ihn nur

darum in die Kirche ſchicke, ſolange er noch die Kraft habe, ſich auf die Beichte und auf das Abendmahl vorzubereiten. Er wußte übrigens auch ſelbſt, daß er ſeit langem krank war, und hatte ſchon einmal ein Jahr vorher der Mutter und mir bei Tiſch kaltblütig geſagt: „Ich bleibe nicht mehr lange bei euch auf dieſer Erde, vielleicht ſterbe ich noch in dieſem Jahre“; dieſe Worte waren prophetiſch. Es vergingen drei Tage, und es begann die Karwoche. Da fing mein Bruder am Dienstag an, zu faſten und in die Kirche zu gehen. „Ich tue es eigentlich nur Ihretwegen, Mütterchen, um Ihnen Freude zu machen und Sie zu beruhigen“, ſagte er ihr. Die Mutter weinte vor Freude, aber auch vor Kummer: „Sein Ende iſt wohl nahe“, ſagte ſie, „wenn mit ihm eine ſolche Wandlung geſchehen iſt.“ Er ging aber nicht mehr lange in die Kirche, ſo daß die Beichte und das Abendmahl im Hauſe vollzogen wurden. Es waren heitere, klare, duftende Tage angebrochen, es war ein ſpätes Oſterfeſt. Jede Nacht huſtete er, wie ich mich erinnere, und ſchlief ſchlecht, kleidete ſich aber jeden Morgen an und verſuchte ſich in einen weichen Seſſel zu

ſetzen. So blieb er mir in Erinnerung: er ſitzt ſtill und mild da, lächelt, iſt ganz krank, das Geſicht iſt aber freudig und luſtig. Seeliſch hatte er ſich ganz verändert, — eine ſo wunderbare Wandlung hatte ſich in ihm vollzogen! Die alte Kinderfrau kommt zu ihm ins Zimmer und bittet: „Erlaube, Liebſter, daß ich bei dir vor dem Heiligenbild das Lämpchen anzünde.“ Früher hatte er das niemals geduldet, hatte das Lämpchen ſogar ausgeblaſen. — „Zünde es nur an, Liebſte, zünde es an. Ich war ein Ungeheuer, daß ich es euch früher wehrte. Wenn du das Lämpchen vor Gott anzündeſt, beteſt du, und ich bete, wenn ich mich über dich freue. So beten wir zum gleichen Gott.“ Sonderbar erſchienen uns dieſe Worte. Die Mutter ging oft auf ihr Zimmer und weinte immerfort; nur bevor ſie zu ihm eintrat, wiſchte ſie ſich die Augen ab und machte ein frohes Geſicht. „Mütterchen, Liebſte, weine nicht,“ pflegte er ihr zu ſagen, „ich werde noch lange mit euch leben, werde mich viel mit euch freuen, das Leben, das Leben iſt ſo voller Luſt und Freude!“ — „Ach, Liebſter, was iſt denn das für eine Freude, wenn du die ganze Nacht im Fieber liegſt und ſo huſteſt,

daß dir beinahe die Bruſt zerſpringt.“ — „Mama, antwortete er ihr, „weine nicht, das Leben iſt ein Paradies, und wir alle ſind im Paradies, wir wollen es nur nicht wiſſen; aber wenn wir es begreifen wollten, ſo würde morgen auf der ganzen Welt das Paradies ſein.“ Und alle ſtaunten über ſeine Worte: ſo ſonderbar und ſo überzeugt ſagte er das alles; alle weinten vor Rührung. Wenn Bekannte zu uns kamen, ſo ſagte er: „Ihr Lieben, Teuren, wodurch habe ich es verdient, daß ihr mich liebt? Wofür liebt ihr mich, der ich ſolch ein Menſch bin, und warum habe ich es nicht früher gewußt und geſchätzt!“ Den eintretenden Dienſtboten ſagte er jeden Augenblick: „Meine Lieben, Teuren, warum dient ihr mir, bin ich es denn wert, daß ihr mir dient? Wenn Gott ſich meiner erbarmt und mich am Leben läßt, ſo werde ich ſelbſt euch dienen, denn alle Menſchen müſſen einander dienen.“ Wenn Mütterchen das hörte, ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte: „Mein Lieber, das kommt von deiner Krankheit, daß du ſo ſprichſt!“ — „Mama, du meine Freude, es geht wohl nicht, daß es keine Diener und keine Herren gäbe, aber dann will ich

der Diener meiner Diener ſein, ſo wie ſie meine Diener ſind. Ich will dir auch noch dieſes ſagen, Mütterchen: ein jeder von uns iſt in allen Dingen vor allen ſchuldig, und ich bin es noch mehr als die andern.“ Mütterchen lächelte ſogar über dieſe Worte; ſie weinte und lächelte. „Warum“, ſagte ſie, „biſt du ſchuldiger als die andern? Da gibt es Mörder und Miſſetäter; wann haſt du aber Zeit gehabt, ſo viel zu ſündigen, daß du dich mehr als alle anklagſt?“ — „Mütterchen, mein Bluttröpfchen (er fing damals an, ſo ganz ungewohnte Koſeworte zu gebrauchen), du mein liebes Bluttröpfchen, meine Freude, wiſſe, daß ein jeder in allem und vor allen in Wahrheit ſchuldig iſt. Ich weiß nicht, wie ich es dir erklären ſoll, aber ich fühle mit Schmerzen, daß es ſo iſt. Wie haben wir nur ſo leben und immer zürnen können und haben es nicht gewußt?“ So erhob er ſich jeden Morgen von ſeinem Lager, jeden Morgen von größerer Rührung und Freude erfüllt und ganz vor Liebe zitternd. Wenn der alte Doktor, der Deutſche Eiſenſchmied zu uns kam, ſcherzte er mit ihm: „Nun, Doktor, werde ich noch einen Tag auf dieſer Welt leben?“ — „Nicht nur einen

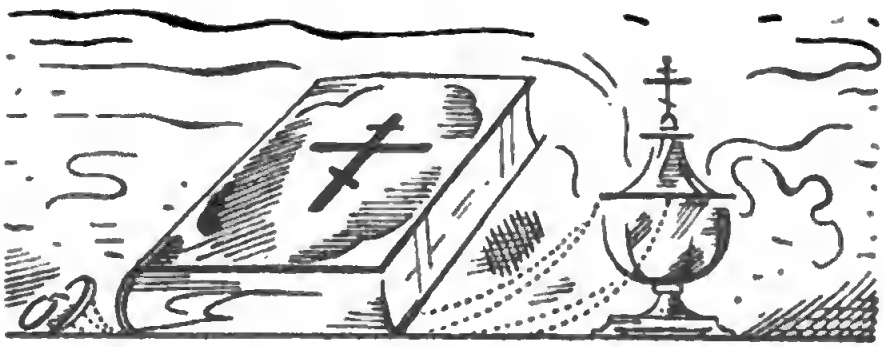
Tag, ſondern viele Tage werden Sie noch leben," pflegte ihm der Doktor zu antworten, „Monate und Jahre werden Sie noch leben." — „Ach, was, Jahre und Monate!" rief er dann aus: „Was ſoll man die Tage zählen; ein einziger Tag genügt dem Menſchen, um das ganze Glück zu erfahren. Meine Lieben, was ſtreiten wir uns, was prahlen wir voreinander und denken an jede Kränkung: wollen wir doch einfach in den Garten gehen, wollen wir luſtwandeln und ſpielen, einander lieben und preiſen, uns küſſen und unſer Leben ſegnen." — „Ihr Sohn bleibt nicht mehr lange am Leben," ſagte der Doktor zur Mutter, wenn ſie ihn auf die Treppe begleitete: „er wird vor Krankheit wahnſinnig." Die Fenſter ſeines Zimmers gingen nach dem Garten, wir hatten einen ſchattigen Garten mit alten Bäumen, die Bäume waren voller Knoſpen, die erſten Frühlingsvögel kamen geflogen und zwitſcherten und ſangen vor ſeinen Fenſtern. Indem er ſie mit Freude anſah, fing er plötzlich an, ſie um Verzeihung zu bitten: „Ihr Vöglein Gottes, ihr frohen Vöglein, verzeiht mir, denn ich habe auch vor euch geſündigt." Das konnte aber niemand von uns verſtehen, doch er

weinte vor Freude: „Ja," ſagte er, „es war Gottes Pracht um mich herum: Vöglein, Bäume, Wieſen, der Himmel, und ich allein habe in Schande gelebt, ich allein habe alles geſchändet und die Schönheit und Pracht gar nicht bemerkt." — „Du nimmſt viel zu viel Sünden auf dich," ſagte ihm die Mutter weinend darauf. — „Mütterchen, meine Freude, ich weine doch vor Luſt und nicht vor Kummer; ich möchte ja ſelbſt vor ihnen allen ſchuldig ſein, ich kann es dir nur nicht erklären, denn ich weiß gar nicht, wie ich ſie lieben ſoll. Mag ich vor allen ſchuldig ſein, dafür werden mir aber auch alle verzeihen, und das iſt das Paradies. Bin ich denn jetzt nicht im Paradies?"

Vieles ſagte er noch, aber an alles kann ich mich nicht mehr erinnern und kann auch alles nicht aufzeichnen. Ich entſinne mich noch: einmal trat ich allein zu ihm ins Zimmer, als niemand bei ihm war. Es war eine heitere Abendſtunde, die Sonne ging unter und beleuchtete das ganze Zimmer mit einem ſchrägen Strahl. Als er mich ſah, winkte er mich zu ſich heran, und ich kam näher; er faßte mich mit beiden Händen an

den Schultern, ſah mir gerührt und liebevoll ins Geſicht, ſagte aber nichts, ſah mich nur eine Weile ſo an. Dann ſagte er: „Jetzt geh, ſpiele, lebe an meiner Statt!“ Ich ging hinaus und ſpielte. In meinem ſpäteren Leben gedachte ich oft unter Tränen, wie er mir befohlen hatte, an ſeiner Statt zu leben. Er ſprach noch viele ſolche wunderbare und herrliche, wenn auch uns damals unverſtändliche Worte. Er verſchied in der dritten Woche nach Oſtern, bei vollem Bewußtſein. In den letzten Tagen ſprach er zwar nicht mehr, veränderte ſich aber bis zu ſeiner letzten Stunde nicht: er blickte freudig, aus ſeinen Augen ſtrahlte die Freude, er ſuchte uns mit den Blicken, lächelte uns zu und rief uns. Über ſeinen Tod ſprach man ſogar in der Stadt. Dies alles hatte mich damals erſchüttert, aber nicht allzu ſehr, obwohl ich bei ſeiner Beerdigung viel weinte. Ich war damals noch jung und ein Kind, aber alles blieb unauslöſchlich in meinem Herzen, das Gefühl barg ſich tief in meiner Bruſt. Dies alles mußte einmal auferſtehen und ſeine Stimme erheben. Und ſo geſchah es auch.

* * *

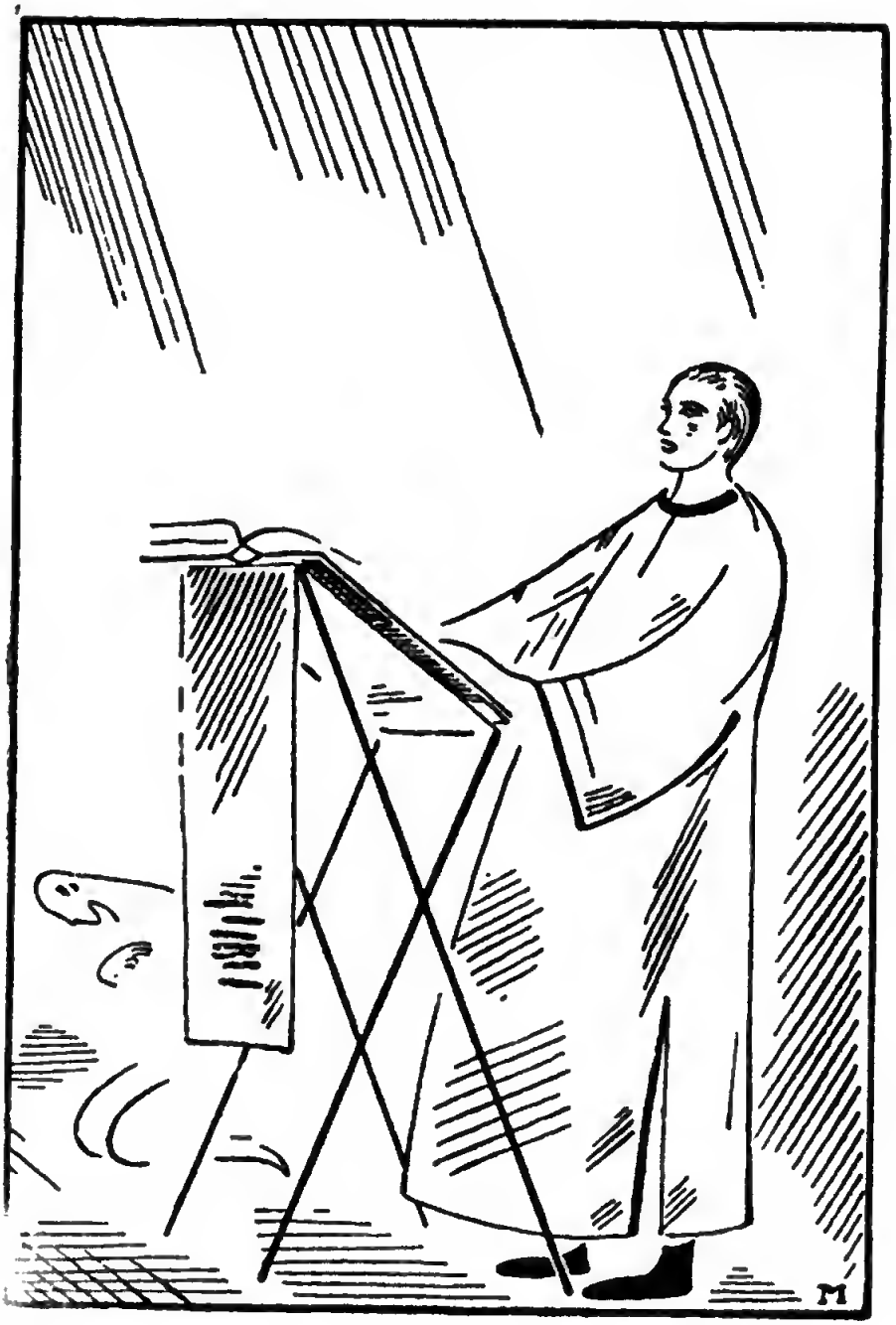


b) Von der Heiligen Schrift im Leben des Starez Soſſima.

So war ich mit meinem Mütterchen allein geblieben. Die guten Bekannten kamen bald mit ihrem Rat: „Ihnen iſt ja nur ein Söhnchen geblieben, und Sie ſind nicht arm, haben ein Kapital, — warum ſollen Sie nicht, wie es die anderen tun, Ihren Sohn nach Petersburg ſchicken? Wenn Sie hier bleiben, ſo berauben Sie ihn vielleicht ſeines Glückes.“ So brachten ſie Mütterchen auf den Gedanken, mich nach Petersburg in das Kadettenkorps zu bringen, damit ich ſpäter in die kaiſerliche Garde eintrete. Mütterchen ſchwankte einige Zeit: wie trennt man ſich von ſeinem einzigen Sohne? Zuletzt entſchloß ſie ſich aber dazu, wenn auch nicht ohne Tränen, denn ſie glaubte auf dieſe Weiſe mein Glück zu fördern. Sie

brachte mich nach Petersburg und gab mich ins Kadettenkorps; ſeitdem ſah ich ſie nicht mehr, denn nach drei Jahren ſtarb ſie ſelbſt; die ganzen drei Jahre hatte ſie aber uns beide beweint und für mich gezittert. Aus dem Elternhauſe habe ich die koſtbarſten Erinnerungen mitgenommen, denn der Menſch hat keine koſtbarere Erinnerungen als die der erſten Kindheit im Elternhauſe, und das iſt faſt immer ſo, wenn es in der Familie auch nur ein wenig Liebe und Einigkeit gibt. Man kann ſogar ſelbſt aus der ſchlechteſten Familie koſtbare Erinnerungen bewahren, wenn nur die Seele fähig iſt, das Koſtbare zu ſuchen. Zu den häuslichen Erinnerungen zähle ich auch die Erinnerungen an die bibliſche Geſchichte, für die ich mich im Elternhauſe ſchon als kleines Kind intereſſierte. Ich hatte damals ein Buch, eine Bibliſche Geſchichte mit ſchönen Bildern, mit dem Titel: „Einhundertundvier bibliſche Geſchichten aus dem Alten und Neuen Teſtament“, und aus dieſem Buche lernte ich leſen. Ich habe es auch heute noch auf meinem Bücherbrett liegen und verwahre es als koſtbares Andenken. Aber noch bevor ich das Leſen erlernt hatte, überkam

mich einmal, als ich erſt acht Jahre alt war, eine geiſtige Erleuchtung. Mütterchen führte mich einmal allein (ich weiß nicht mehr, wo mein Bruder damals war) am Montag in der Karwoche zur Meſſe in die Kirche Gottes. Es war ein heiterer Tag, und ich erinnere mich heute noch, wie aus dem Räucherfaß der Weihrauch aufſtieg und leiſe in die Höhe ſchwebte, von oben aber, aus dem ſchmalen Fenſterchen in der Kuppel die Strahlen Gottes ſich über uns ergoſſen und der Weihrauch, in Wolken aufſteigend, in ihnen gleichſam ſchmolz. Ich blickte gerührt und nahm zum erſtenmal in meinem Leben das erſte Samenkorn des Wortes Gottes in meine Seele auf. In die Mitte der Kirche trat ein Knabe mit einem großen Buche, einem ſo großen, daß er, wie mir ſchien, es mit Mühe trug; er legte es aufs Pult, ſchlug es auf und begann zu leſen, und plötzlich begriff ich etwas, begriff zum erſtenmal in meinem Leben, was in der Kirche Gottes geleſen wird. Es war ein Mann im Lande Uz, ſchlecht und recht und gottesfürchtig, und er beſaß großen Reichtum, ſo und ſo viele Kamele, ſo und ſo viele Schafe und Eſel, und ſeine Söhne lebten in Freuden, und er



liebte ſie ſehr und betete zu Gott für ſie: vielleicht ſündigten ſie in ihrem Wohlleben. Und es kam der Satan zugleich mit den Kindern Gottes vor den Thron Gottes und ſprach zum Herrn und ſagte, er hätte das Land umher gezogen. „Haſt du nicht Acht gehabt auf meinen Knecht Hiob?“ fragte ihn der Herr. Und der Herr rühmte ſich vor dem Satan, indem er auf ſeinen großen, heiligen Knecht wies. Und der Satan lachte über die Worte des Herrn: „Überliefere ihn mir, und du wirſt ſehen, daß dein Knecht murren und deinen Namen verfluchen wird.“ Und der Herr überlieferte dem Satan ſeinen Gerechten, den er ſo liebte, und der Teufel ging hin und ſchlug ſeine Kinder und ſein Vieh, und vernichtete ſeinen ganzen Reichtum wie durch einen Sturmwind Gottes. Und Hiob zerriß ſein Kleid und fiel auf die Erde, und betete an und ſprach: „Ich bin nackend von meiner Mutter Leibe gekommen, nackend werde ich wieder dahin fahren. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobet!“ Meine Väter und Lehrer, verzeiht meine jetzigen Tränen, denn meine ganze Kindheit erſteht jetzt wieder vor mir, und ich

atme, wie ich damals mit meiner achtjährigen Bruſt geatmet habe, und ich fühle wie damals Erſtaunen, Beſtürzung und Freude. Auch die Kamele beſchäftigten damals meine Gedanken, und der Satan, wie er mit dem Herrn ſprach, und der Herr, der ſeinen Knecht dem Verderben überlieferte, und ſein Knecht, welcher rief: „Dein Name ſei gelobet, obwohl du mich ſchlägſt!“, — und dann der leiſe und ſüße Geſang in der Kirche: „Mein Gebet werde erhöret“, und wieder der Weihrauch aus dem Räucherfaſſe des Prieſters und das Gebet auf den Knieen. Seit damals — ſogar geſtern nahm ich ſie wieder zur Hand, — kann ich dieſe heilige Erzählung nicht ohne Tränen leſen. Wieviel Großes, Geheimes, Unfaßbares liegt darin! Später hörte ich die Worte der Spötter und Läſterer, hochmütige Worte: Wie konnte bloß der Herr den liebſten ſeiner Heiligen dem Satan zu Spiel überliefern, ihm ſeine Kinder nehmen, ihn ſelbſt mit einer Krankheit und mit böſen Schwären ſo ſchlagen, daß er einen Scherben nahm, um ſich zu ſchaben; und das nur, um vor dem Satan prahlen zu können: „Sieh, was mein Heiliger um meinetwillen leiden kann!“ Das iſt

eben ſo groß, daß hier ein Geheimnis ruht, daß das vergängliche irdiſche Geſicht und die ewige Wahrheit ſich hier berühren. Vor dem Antlitze der irdiſchen Wahrheit vollzieht ſich hier die ewige Wahrheit. Wie in den erſten Tagen der Schöpfung, als Er jeden Tag mit dem Lobe ſchloß: „Siehe, es iſt gut!“, ſieht der Schöpfer Hiob an und rühmt ſich wieder ſeiner Schöpfung. Und Hiob dient, indem er Gott lobt, nicht nur Ihm, ſondern ſeiner ganzen Schöpfung von Geſchlecht zu Geſchlecht, in alle Ewigkeit, denn dazu war er auserſehen. Mein Gott, was iſt das für ein Buch, und was für Lehren ſchöpft man daraus! Was für ein Buch iſt doch dieſe Heilige Schrift, was für ein Wunder und was für eine Kraft ſind dem Menſchen mit ihr gegeben! Es iſt wie eine aus Stein gemeißelte Darſtellung der Welt und des Menſchen und der menſchlichen Charaktere, und alles iſt benannt und in alle Ewigkeit gezeigt. Und wie viele ungelöſte und gelöſte Geheimniſſe: der Herr richtet Hiob wieder auf, gibt ihm ſeinen Reichtum wieder, es vergehen viele Jahre, und Hiob hat ſchon neue Kinder, die er liebt. Mein Gott: Wie kann er bloß

dieſe Neuen liebgewinnen, wenn jene, die er verloren hat, nicht mehr ſind? Wenn er ſich jener erinnert, kann er denn mit dieſen Neuen vollkommen glücklich ſein, und wenn ſie ihm auch noch ſo teuer ſind? Aber das iſt möglich, möglich: der alte Schmerz geht durch das große Geheimnis des menſchlichen Lebens allmählich in eine ſtille fromme Freude über; an Stelle des jugendlichen heißen Blutes kommt das milde, heitere Alter: ich ſegne den täglichen Aufgang der Sonne, und mein Herz lobpreiſt ihn wie früher; aber noch mehr liebe ich jetzt ihren Untergang, ihre langen ſchrägen Strahlen und mit ihnen die ſtillen, ſanften, frommen Erinnerungen, die lieben Bilder des ganzen langen und geſegneten Lebens, und über allem leuchtet die rührende, verſöhnende, allverzeihende Wahrheit Gottes! Mein Leben geht zu Ende, ich weiß und höre es, aber ich fühle es mit jedem mir noch bleibenden Tage, wie mein irdiſches Leben ſich mit einem neuen, unendlichen, unbekannten aber nahen kommenden Leben berührt, in deſſen Vorahnung meine Seele vor Entzücken zittert, der Geiſt leuchtet und das Herz freudig weint ... Meine Freunde und Lehrer,

ich habe mehr als einmal gehört und höre in der letzten Zeit immer öfter, daß bei uns die Prieſter Gottes, beſonders die auf dem Lande, ſich bitter über ihren geringen Unterhalt und ihre Erniedrigung beklagen und offen erklären, ſogar in den Zeitungen, — ich habe es ſelbſt geleſen, — daß ſie dem Volke die Schrift nicht mehr auslegen können, weil ihr Gehalt zu gering ſei; wenn die Lutheriſchen und die Ketzer kommen und ihnen ihre Herde abſpenſtig machen, ſo möchten ſie es nur tun, denn ihr Gehalt ſei zu gering. Mein Gott! Ich denke mir: möge Gott doch ihr Gehalt, das ihnen ſo koſtbar iſt, vermehren (denn ihre Klage iſt berechtigt), aber ich ſage in Wahrheit: wenn jemand ſchuld iſt, ſo ſind wir es zur Hälfte ſelbſt! Denn mag der Prieſter keine Zeit haben, mag ſein Einwand gerecht ſein, daß er von ſeiner Arbeit und den Amtspflichten erdrückt werde; aber doch nicht die ganze Zeit: er muß doch wenigſtens eine Stunde in der Woche haben, um an Gott zu denken. Seine Arbeit dauert auch nicht das ganze Jahr. Soll er doch wenigſtens einmal in der Woche zuerſt nur die Kinder bei ſich verſammeln; wenn es die Väter hören, ſo werden

auch die Väter zu ihm kommen. Man braucht auch keinen Palaſt dazu zu errichten, er kann ſie einfach in ſeiner Stube empfangen; er braucht auch nicht zu fürchten, daß ſie ihm ſeine Stube verunreinigen; ſie kommen doch bloß für eine Stunde. Er ſchlage das Buch auf und beginne, ohne allzu kluge Worte und ohne Hochmut, ohne Überhebung, ſondern fromm und mild zu leſen, von der Freude erfüllt, daß er ihnen vorlieſt und ſie ihm zuhören und ihn verſtehen; er liebe ſelbſt dieſe Worte, mache nur hie und da eine Unterbrechung und erkläre manches dem einfachen Manne unverſtändliche Wort; er kann unbeſorgt ſein: ſie werden alles begreifen, alles wird ins rechtgläubige Herz eindringen! Er leſe ihnen von Abraham und Sarah, von Iſaak und Rebekka, und wie Jakob zu Laban ging und im Schlafe mit dem Herrn rang und wie er ſagte: „Wie heilig iſt dieſe Stätte!“, — und er wird damit den einfachen frommen Geiſt des einfachen Mannes erſchüttern. Er leſe ihnen, beſonders den Kindern, wie die Brüder ihren leiblichen Bruder, den lieben Jüngling Joſeph, den Traumdeuter und Propheten in die Knechtſchaft verkauften, dem Vater

aber ſagten, ein wildes Tier habe ſeinen Sohn zerriſſen, und ihm den blutbefleckten Rock Joſephs zeigten. Er leſe, wie die Brüder ſpäter nach Ägypten kamen, um Getreide zu kaufen, und Joſeph, der ſchon ein mächtiger Statthalter war den ſie nicht erkannten, ſie quälte, verleumdete und den Bruder Benjamin zurückhielt, und das alles aus Liebe: „Ich liebe euch und quäle euch, weil ich euch liebe.“ Denn er hatte ſein ganzes Leben lang ununterbrochen daran gedacht, wie ſie ihn in der glühenden Wüſte beim Brunnen den Händlern verkauften hatten und wie er händeringend geweint und ſeine Brüder angefleht hatte, ihn nicht in die Knechtſchaft in ein fremdes Land zu verkaufen; als er ſie aber nach ſo vielen Jahren wiederſah, fühlte er wieder eine große Liebe zu ihnen, aber er quälte ſie und peinigte ſie, und das alles aus Liebe. Endlich kann er ſeine Herzensqual nicht mehr ertragen, er geht von ihnen, wirft ſich auf ſein Lager und weint; dann wäſcht er ſich ſein Geſicht, tritt heiter und leuchtend vor ſie und verkündet ihnen: „Brüder, ich bin Joſeph, euer Bruder!“ Er leſe dann weiter, wie der alte Jakob ſich freute, als er erfuhr, daß ſein

lieber Junge noch lebe, wie er ſein Vaterland verließ und nach Ägypten zog und wie er in der Fremde ſtarb, nachdem er in ſeinem Vermächtnis das größte Wort für alle Ewigkeit ausgeſprochen, das Wort, das während ſeines ganzen Lebens geheimnisvoll in ſeinem kurzſichtigen und furchtſamen Herzen gewohnt hatte; daß aus ſeinem Geſchlechte, von Juda die große Hoffnung der Welt, der Friedensbringer und Heiland kommen würde! Meine Väter und Lehrer, verzeiht und zürnt mir nicht, daß ich wie ein kleines Kind von dieſen Dingen ſpreche, die ihr ſchon längſt kennt und die ihr mich hundertmal kunſtvoller und ſchöner lehren könntet. Ich ſage das nur aus Begeiſterung, und verzeiht mir meine Tränen, denn ich liebe dieſes Buch! Soll auch er, der Prieſter Gottes weinen, und er wird ſehen, wie die Herzen der Zuhörer erzittern werden. Es genügt ein kleines, winziges Samenkorn: wenn man es in die Seele des einfachen Mannes wirft, ſo wird es nicht verderben, ſondern in der Seele ſein ganzes Leben lang bleiben und in ihm in der Finſternis, im Geſtank ſeiner Sünden als ein leuchtender Punkt, als eine große Ermahnung

fortleben. Und es iſt gar nicht nötig, gar nicht nötig, viel zu erklären und zu lehren, — er wird alles einfach begreifen. Glaubt ihr, der einfache Mann werde es nicht verſtehen? Verſucht doch und leſt ihm ferner die rührende und ergreifende Geſchichte von der ſchönen Eſther und der hochmütigen Vaſthi; oder die wunderbare Sage vom Propheten Jonas im Bauche des Walfiſches. Vergeßt auch nicht die Gleichniſſe des Herrn, vorzugsweiſe nach dem Evangelium Lucae (ſo habe ich es gemacht), und dann aus der Apoſtelgeſchichte die Bekehrung Sauls (dieſes unbedingt, unbedingt!), und ſchließlich aus der Heiligenlegende wenigſtens die Lebensgeſchichte Alexeſs des Menſchen Gottes und der allergrößten, freudevollen Dulderin, der Gottſeherin und Heilandträgerin, der Ägyptiſchen Maria, — und ihr werdet mit dieſen einfachen Erzählungen ſein Herz durchdringen, — und das alles in einer Stunde in der Woche, trotz des geringen Gehaltes, in einer einzigen Stunde. Und der Prieſter wird ſelbſt ſehen, daß unſer Volk barmherzig und dankbar iſt und daß es ihm hundertfältig danken wird; eingedenk des Eifers des Prieſters und ſeiner

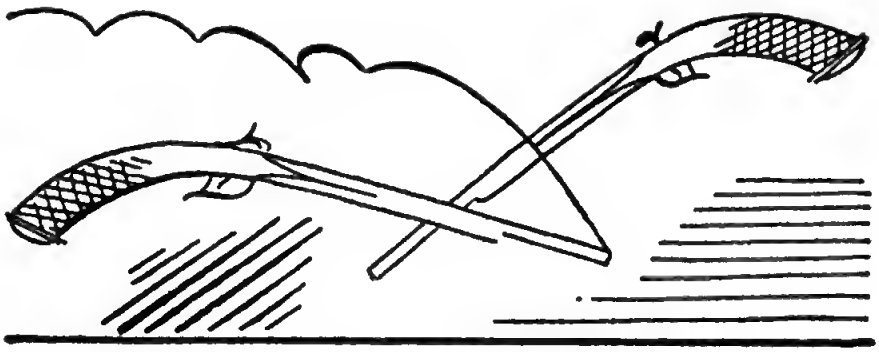
frommen Worte wird es ihm freiwillig auf ſeinem Acker helfen, wird ihm auch in ſeinem Hauſe helfen, es wird ihm viel mehr Achtung zollen als früher, und ſo wird ſein Gehalt vergrößert werden. Dieſe Sache iſt ſo einfach, daß wir zuweilen fürchten, es auszuſprechen, denn man wird uns auslachen, und doch iſt ſie ſo wahr und ſicher! Wer an Gott nicht glaubt, der wird auch an das Volk Gottes nicht glauben. Wer aber an das Volk Gottes glaubt, der wird auch die Heiligkeit Gottes ſchauen, auch wenn er an ſie bisher nicht geglaubt hat. Nur das Volk und ſeine künftige Kraft wird unſere von der heimatlichen Erde losgeriſſenen Atheiſten bekehren. Was bedeutet auch das Wort Chriſti ohne ein Beiſpiel? Das Volk muß ohne das Wort Gottes zugrunde gehen, denn ſeine Seele lechzt nach dem Worte und nach jedem ſchönen Eindruck. In meiner Jugend, es iſt ſchon lange her, beinahe vierzig Jahre, durchwanderte ich mit P. Anfim ganz Rußland, um Spenden für das Kloſter zu ſammeln; einmal übernachteten wir mit Fiſchern am Ufer eines großen ſchiffbaren Fluſſes, und zu uns ſetzte ſich ein wohlgeſtalteter Jüngling aus dem

Bauernſtande, dem Ausſehen nach achtzehnjährig; er eilte an einen gewiſſen Ort, um am nächſten Morgen eine Kaufmannsbarke an der Leine zu ſchleppen. Ich ſehe, er blickt andächtig und heiter vor ſich hin. Die Julinacht iſt hell, ſtill und warm, der Strom iſt breit, ein Nebel ſteigt von ihm auf und erfriſcht uns, ab und zu plätſchert darin leiſe ein Fiſchchen, die Vöglein ſind verſtummt, alles iſt ſtill und herrlich, alles betet zu Gott. Nur wir beide ſchlafen nicht, ich und der Jüngling: wir ſprechen von der Schönheit dieſer Gotteswelt und von ihrem großen Geheimnis. Jeder Grashalm, jedes Käferchen, jede Ameiſe und jede goldene Biene, alle kennen, ohne Vernunft zu beſitzen, erſtaunlich gut ihren Weg, alle zeugen von dem Geheimniſſe Gottes und erfüllen es ununterbrochen ſelbſt; ich ſehe, daß das Herz des lieben Jünglings entbrannt iſt. Er erzählt mir, daß er den Wald liebe und die Vöglein des Waldes; er ſei Vogelfänger geweſen, hätte jedes Gezwitſcher gekannt und jedes Vöglein anzulocken verſtanden. „Ich kenne nichts Schöneres," ſagte er mir, „als im Walde zu ſein, aber auch alles andere iſt ſchön." — „Wahrlich," antwortete ich

ihm, „alles iſt ſchön und herrlich, denn alles iſt die Wahrheit. Schau nur das Pferd an,“ ſagte ich ihm, „das große Tier, das dem Menſchen nahe ſteht, oder den Ochſen, der den Menſchen ernährt und für ihn arbeitet, den nachdenklichen Ochſen mit dem geſenkten Kopf, ſchau ihre Geſichter an: welche Sanftmut, welche Anhänglichkeit an den Menſchen, der das Tier oft erbarmungslos ſchlägt, welch eine Gutmütigkeit, Zutraulichkeit und Schönheit in dieſen Geſichtern. Es iſt ſogar rührend zu wiſſen, daß gar keine Sünde in ihnen iſt, denn alles iſt vollkommen, alles außer dem Menſchen iſt ſündlos, und Chriſtus iſt mit ihnen eher als mit uns.“ — „Iſt denn auch mit ihnen Chriſtus?“ fragt der Jüngling. — „Wie könnte es denn anders ſein,“ antworte ich ihm, „denn für alle iſt das Wort; die ganze Schöpfung und jede Kreatur, jedes Blatt ſtrebt zum Wort, ſingt die Ehre Gottes, weint zu Chriſto und tut es, ſich ſelbſt unbewußt, durch das Geheimnis ſeines ſündenloſen Daſeins. Da hauſt im Walde der ſchreckliche Bär,“ ſage ich ihm, „er iſt wild und grauſam und doch unſchuldig daran.“ Und ich erzählte ihm, wie ein Bär einmal zu einem großen Hei-

ligen kam, der im Walde, in einer kleinen Zelle ſein Seelenheil rettete, wie der große Heilige voll Rührung furchtlos zu ihm hinausging, ihm ein Stück Brot reichte und ſagte: „Geh, Chriſtus ſei mit dir!“ und wie das wilde Tier gehorſam und ſanft fortging und ihm nichts zuleide tat. Der Jüngling war ganz gerührt darüber, daß der Bär dem Heiligen nichts zuleide tat und fortging und daß auch mit ihm Chriſtus war. „Ach,“ ſagte er, „wie ſchön iſt das, und wie ſchön und wunderbar iſt alles Göttliche!“ Er ſaß da, in ein ſtilles, ſüßes Sinnen verſunken. Ich ſah, daß er mich verſtanden hatte. Und er ſchlief leicht und ſündlos an meiner Seite ein. Gott ſegne die Jugend! Und ich betete für ihn, bevor ich einſchlief. Herr, ſende Frieden und Licht deinen Menſchen!

* *
*



c) Erinnerungen an das Knabenalter und die Jugendjahre des Starez Soſſima in ſeinem weltlichen Leben. Der Zweikampf.

Im Kadettenkorps zu Petersburg blieb ich lange, faſt acht Jahre, und die neue Erziehung ſchwächte vieles von meinen Kindheitseindrücken ab, obwohl ich gar nichts vergaß. Statt deſſen nahm ich ſo viel neue Angewohnheiten und ſogar Anſchauungen an, daß ich mich in ein faſt wildes, grauſames und dummes Weſen verwandelte. Ich eignete mir wohl mit der franzöſiſchen Sprache auch den Schliff der Höflichkeit und des vornehmen Benehmens an, achtete aber, wie alle meine Kameraden, die Soldaten, die uns im Kadettenkorps dienten, für Vieh. Ich vielleicht noch mehr als die andern, denn ich war der empfänglichſte

von allen Kameraden. Als wir mit den Offiziersrange die Anſtalt verließen, waren wir bereit, für die verletzte Regimentsehre unſer Blut zu vergießen, von der wahren Ehre hatte aber faſt niemand von uns eine Ahnung, und wenn jemand hörte, was die wahre Ehre bedeutet, ſo würde er ſie als erſter verlachen. Auf unſere Trunkſucht, Ausgelaſſenheit und Keckheit waren wir beinahe ſtolz. Ich will gar nicht ſagen, daß alle dieſe jungen Menſchen ſchlecht geweſen wären; ſie waren gut, benahmen ſich nur ſchlecht, und ich ſchlechter als alle. Die Hauptſache war, daß ich ein eigenes Kapital zur Verfügung hatte, und darum fing ich an, nur für mein Vergnügen zu leben und ließ meinem ganzen jugendlichen Drange unaufhaltſam freien Lauf. Merkwürdig war aber das: ich las auch damals Bücher, ſogar mit großem Vergnügen; nur die Bibel allein ſchlug ich während der ganzen Zeit faſt kein einziges Mal auf, trennte mich aber niemals von ihr und führte ſie überall mit mir: in Wahrheit, ich bewahrte dieſes Buch auf, ohne es ſelbſt zu wiſſen, „für ein Tag und für eine Stunde, für einen Monat und für ein Jahr“. Nachdem ich auf dieſe

Weiſe an die vier Jahre gedient hatte, kam ich ſchließlich in die Stadt K., wo damals unſer Regiment lag. Die Geſellſchaft dieſer Stadt war ſehr bunt, zahlreich und vergnügt, gaſtfreundlich und reich, man empfing mich faſt überall gut, denn ich war von Natur luſtig und galt obendrein für nicht unbemittelt, was in der Welt nicht wenig bedeutet. So ereignete ſich etwas, was der Anfang von allem Folgenden war. Ich verliebte mich in ein junges und hübſches, kluges und würdiges Mädchen von heiterem und edlem Charakter, die Tochter achtbarer Eltern. Dieſe waren recht angeſehen und reich, hatten einen großen Einfluß und behandelten mich freundlich und liebenswürdig. Es kam mir plötzlich vor, daß das junge Mädchen mir zugetan ſei, und mein Herz entbrannte bei dieſem Gedanken. Später kam ich dahinter und begriff vollkommen, daß ich ſie vielleicht gar nicht ſo glühend geliebt, ſondern nur ihren Geiſt und ihren edlen Charakter verehrt hatte, wie es auch anders nicht ſein konnte. Meine Eigenliebe hinderte mich aber damals, ihr einen Antrag zu machen: es erſchien mir ſchwer und ſchrecklich, den Verſuchungen des liederlichen und freien Jung-

geſellenlebens in einem ſo jugendlichen Alter zu entſagen, beſonders da ich ein Vermögen beſaß. Aber ich machte ihr doch Andeutungen. Für jeden Fall ſchob ich jeden entſcheidenden Schritt für einige Zeit hinaus. Da traf es ſich, daß ich für zwei Monate in einen andern Landkreis abkommandiert wurde. Als ich nach zwei Monaten zurückkam, erfuhr ich, daß das Mädchen ſich inzwiſchen verheiratet hatte, und zwar mit einem reichen Gutsbeſitzer aus der nächſten Umgebung der Stadt, einem Manne, der an Jahren zwar älter als ich, aber noch jung war, Verbindungen in der Reſidenz und in der beſten Geſellſchaft, die mir fehlten, beſaß, dazu auch liebenswürdig und obendrein gebildet war, während ich gar keine Bildung hatte. Dieſes unerwartete Ereignis erſchütterte mich ſo ſehr, daß ſich ſogar mein Geiſt trübte. Die Hauptſache aber war, daß dieſer junge Gutsbeſitzer, wie ich damals erfuhr, mit dem Mädchen ſchon ſeit langem verlobt war und daß ich ihn ſogar ſelbſt ſehr oft in ihrem Hauſe getroffen, aber einfach nichts bemerkt hatte, da ich ſo ſehr von meinen eigenen Vorzügen geblendet war. Das kränkte mich auch am meiſten: wieſo

haben es alle gewußt und nur ich allein nicht? Und ich fühlte in mir plötzlich eine unerträgliche Wut. Mit rotem Kopf dachte ich daran, wie ich ihr ſo oft meine Liebe beinahe geſtanden, während ſie mich weder unterbrochen noch gewarnt hatte; daraus ſchloß ich, daß ſie ſich über mich luſtig gemacht habe. Später ſah ich natürlich ein und erinnerte mich, daß ſie ſich über mich gar nicht luſtig gemacht hatte, ſondern im Gegenteil alle ſolche Geſpräche durch eine ſcherzhafte Wendung zu unterbrechen pflegte und auf andere Dinge zu ſprechen kam; damals konnte ich es aber nicht einſehen, und in mir entbrannte Rachedurſt. Ich erinnere mich mit Erſtaunen, daß dieſer Rachedurſt und mein Zorn mir ſelbſt äußerſt ſchwer und widerwärtig waren, denn ich konnte bei meinem leichten Charakter niemals lange auf jemand böſe ſein; darum ſtachelte ich mich gleichſam ſelbſt künſtlich auf und wurde ſchließlich widerlich und dumm. Ich wartete auf den paſſenden Augenblick, und einmal gelang es mir, meinen „Nebenbuhler“ in einer großen Geſellſchaft aus einem ganz nebenſächlichen Grunde zu beleidigen, indem ich ſeine Meinung über eine damals ſehr wichtige Frage

— dies ſpielte ſich im Jahre 1826 ab — verlachte, und zwar, wie die Leute ſagten, geiſtreich und geſchickt. Dann provozierte ich ihn zu einer Erklärung und behandelte ihn dabei ſo grob, daß er meine Forderung annahm, trotz des großen Abſtandes zwiſchen uns, denn ich war nicht nur jünger, ſondern auch viel niedriger im Range als er. Später begriff ich, daß ihn zur Annahme meiner Forderung gleichfalls ein Gefühl der Eiferſucht bewogen hatte: er war auch früher ſchon, als Bräutigam, auf mich ein wenig eiferſüchtig geweſen; nun glaubte er: wenn ſeine Frau erfährt, daß er eine Beleidigung von mir ſich gefallen ließ, aber nicht den Mut hatte, mich zum Duell zu fordern, ſo wird ſie ihn unwillkürlich verachten, und ihre Liebe kann ins Schwanken kommen. Einen Sekundanten beſorgte ich mir ſehr bald: es war ein Kamerad von mir, ein Leutnant von unſerem Regiment. Duelle wurden damals zwar ſtreng verfolgt, aber beim Militär waren ſie dennoch Mode, — ſo wilde Vorurteile können ſich manchmal feſtſetzen und Wurzel faſſen. Es war Ende Juni, wir ſollten uns am nächſten Morgen um ſieben Uhr vor der Stadt treffen, — und da

paſſierte mir etwas wirklich Verhängnisvolles. Als ich am Abend wütend und wild nach Hauſe zurückkehrte, ärgerte ich mich über meinen Burſchen Afanaſſij und ſchlug ihn aus aller Kraft zweimal ins Geſicht, daß es blutete. Er war ſchon lange in meinen Dienſten, und es kam auch ſchon früher vor, daß ich ihn ſchlug, aber niemals noch hatte ich es mit ſolcher tieriſcher Grauſamkeit getan. Glaubt es mir, meine Lieben, es ſind ſchon vierzig Jahre darüber vergangen, und doch denke ich auch jetzt noch mit Scham und Qual daran zurück. Ich legte mich hin, ſchlief an die drei Stunden und erwachte beim Morgengrauen. Ich wollte nicht mehr ſchlafen, ſtand plötzlich auf, trat ans Fenſter, öffnete es, — mein Fenſter ging nach dem Garten, — und ich ſah: die Sonne geht auf, es iſt warm und ſchön, die Vöglein zwitſchern. Ich frage mich: warum habe ich in meiner Seele ein ſo ſchändliches und gemeines Gefühl? Vielleicht weil ich im Begriff bin, Blut zu vergießen? Nein, denke ich mir, es ſcheint einen andern Grund zu haben. Vielleicht weil ich den Tod fürchte, weil ich getötet zu werden fürchte? Nein, es iſt nicht das, es iſt ſogar etwas ganz anderes . . . Plötzlich

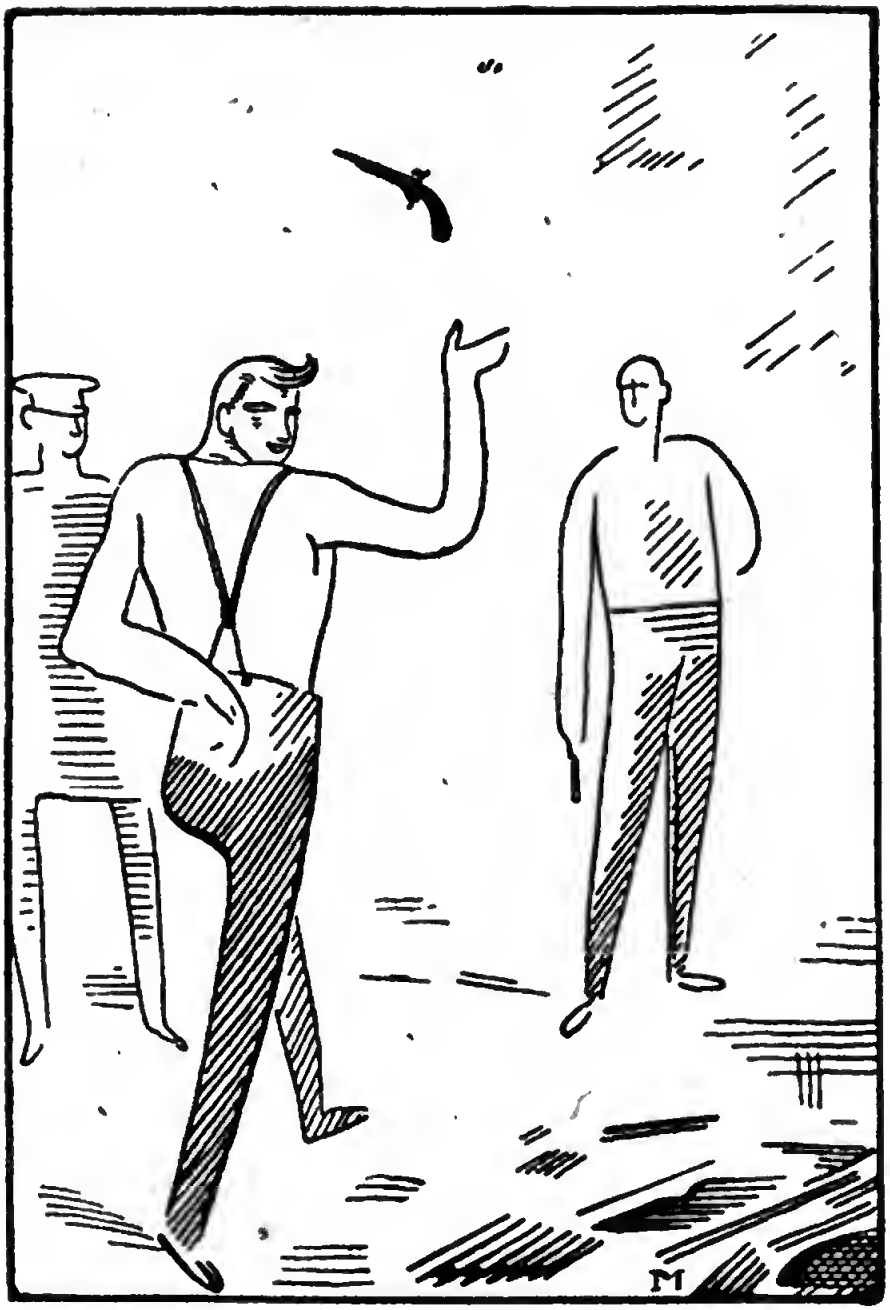
M

erriet ich, was es war: ich hatte geſtern Abend meinen Afanaſſij blutig geſchlagen! Und ich durchlebte alles gleichſam von neuem: er ſteht vor mir, und ich ſchlage ihn aus aller Kraft ins Geſicht, er aber ſteht ſtramm, die Hände an der Hoſennaht, hält den Kopf gerade, die Augen weit aufgeriſſen wie in der Front, er zuckt unter jedem meiner Schläge zuſammen und wagt nicht einmal, die Hand zu erheben, um ſich zu ſchützen, — ſo weit hat der Drill den Menſchen gebracht, und ein Menſch ſchlägt einen andern Menſchen! Dieſes Verbrechen! Es war mir, als ob eine ſpitze Nadel mein Herz durchbohrte. Ich ſtehe wie betäubt da, die Sonne aber ſtrahlt, die Blätter freuen ſich und glänzen, und die Vöglein, die Vöglein preiſen den Herrn ... Ich bedeckte mein Geſicht mit beiden Händen, warf mich aufs Bett und fing laut zu weinen an. Da erinnerte ich mich meines Bruders Markell und der Worte, die er vor ſeinem Tode zu den Dienſtboten geſprochen hatte: „Meine Lieben, Teuren, warum dient ihr mir, bin ich es denn wert, daß ihr mir dient?“ „Ja, bin ich es denn wert?“ ging es mir plötzlich durch den Kopf. In der Tat, warum bin ich es wert,

daß ein anderer Menſch, gleich mir ein Ebenbild Gottes, mir dient? So drang mir damals dieſe Frage zum erſtenmale in meinem Leben in den Kopf. „Mütterchen, mein Blutströpfchen, wiſſe, daß ein jeder in allem und vor allem in Wahrheit ſchuldig iſt, die Menſchen wiſſen es nur nicht, aber wenn ſie es begreifen wollten, ſo würde morgen auf der ganzen Welt das Paradies ſein!“ „Mein Gott, iſt denn das nicht wahr?“ denke ich mir und weine: „Ich bin vielleicht in Wahrheit ſchuldiger und ſchlechter als alle Menſchen auf der Welt!“ Und plötzlich ſah ich vor mir die Wahrheit in ihrem ganzen Lichte: Was will ich eben tun? Ich will einen Menſchen töten, einen guten, klugen, edlen Menſchen, der vor mir keine Schuld hat, und ſeine Frau auf ewig ihres Glückes berauben und zu Tode quälen! So lag ich auf dem Bette, das Geſicht in das Kiſſen vergraben, und merkte gar nicht, wie die Zeit verging. Plötzlich kam mein Kamerad, der Leutnant, mit den Piſtolen, um mich abzuholen. „Es iſt ſchön,“ ſagte er mir, „daß du ſchon auf biſt! Es iſt Zeit, wollen wir gehen!“ Ich war erſt ganz ratlos, aber wir traten ſchließlich aus dem Hauſe, um in den Wagen zu ſteigen.

„Wart eine Weile," ſagte ich ihm, „ich will noch ſchnell ins Haus, ich habe meinen Geldbeutel vergeſſen." Ich lief allein in die Wohnung zurück, ſtracks in die Kammer zu Afanaſſij. „Afanaſſij," ſagte ich ihm, „ich habe dich geſtern zweimal ins Geſicht geſchlagen, verzeihe mir!" Er fuhr zuſammen wie vor Schreck und ſtarrte mich an; ich ſehe, daß das noch zu wenig iſt, und falle, ſo wie ich bin, in Epauletten ihm zu Füßen und berühre mit der Stirne den Boden. „Verzeih mir!" ſage ich ihm. Da war er ganz ſtarr. „Euer Wohlgeboren, Väterchen, gnädiger Herr, wie können Sie nur . . . bin ich es denn wert . . ." Und er fing ſelbſt zu weinen an, ganz wie ich vorhin, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, wandte ſich zum Fenſter und zitterte am ganzen Leibe vor Schluchzen. Ich lief aber hinaus zu meinem Kameraden, ſprang in den Wagen und ſchrie: „Fahr zu! — Haſt du ſchon einmal einen Sieger geſehen? Jetzt haſt du einen vor dir!" Ein Entzücken hat ſich meiner bemächtigt, ich lache während der ganzen Fahrt und rede, rede, ich weiß ſelbſt nicht mehr, was ich alles zuſammenredete. Er ſieht mich an und ſagt: „Nun, Bruder, du

biſt, wie ich ſehe, ein braver Kerl, wirſt der Uniform Ehre machen.“ So kamen wir an den vereinbarten Ort, die andern erwarteten uns ſchon. Man ſtellte uns in zwölf Schritten Diſtanz voneinander auf, er hatte den erſten Schuß; ich ſtand vor ihm heiter, mit dem Geſicht zu ihm, zuckte mit keiner Wimper und ſah ihn liebevoll an; ich wußte wohl, was ich tat. Er ſchoß, die Kugel verletzte mich nur leicht an der Wange und ſtreifte mein Ohr. „Gott ſei Dank,“ rief ich ihm zu, „daß Sie keinen Menſchen getötet haben!“ Dann nahm ich meine Piſtole, drehte mich um und ſchleuderte ſie in den Wald. „Da gehörſt du hin!“ Ich wandte mich zu meinem Gegner und ſagte: „Geehrter Herr, verzeihen Sie mir dummen jungen Menſchen, daß ich Sie mit Abſicht beleidigt und dann gezwungen habe, auf mich zu ſchießen. Ich bin zehnmal ſchlechter als Sie und vielleicht ſogar noch ſchlechter. Teilen Sie das der Perſon mit, die Sie über alles in der Welt ſchätzen.“ Kaum hatte ich das geſagt, ſo begannen ſie alle drei zu ſchreien. „Erlauben Sie doch,“ ſagte mein Gegner, der ſogar böſe geworden war, „wenn Sie nicht ſchießen wollen, warum haben Sie mich



dann bemüht?“ — „Geſtern war ich noch dumm, heute bin ich klüger geworden,“ antwortete ich ihm frohgemut. — „Das Geſtrige glaube ich Ihnen gern,“ ſagte er darauf, „aber was das von heute betrifft, ſo kann man in Ihren Worten ſchwerlich eine Beſtätigung dafür erblicken.“ — „Bravo!“ ſchreie ich und klatſche in die Hände: „Ich bin mit Ihnen einverſtanden, ich habe es verdient!“ — „Werden Sie nun ſchießen, verehrter Herr, oder nicht?“ — „Nein,“ antworte ich, „ich werde nicht ſchießen, aber wenn Sie wollen, ſo ſchießen Sie noch einmal; doch es wäre beſſer nicht zu ſchießen.“ Auch die Sekundanten ſchreien, beſonders der meinige: „Wie können Sie nur dem Regimente ſolche Schande antun und vor der Piſtole des Gegners um Verzeihung bitten?! Wenn ich das nur gewußt hätte!“ Ich ſtand vor ihnen allen da und lachte nicht mehr. „Meine Herren,“ ſagte ich, „iſt es denn in unſerer Zeit ſo erſtaunlich, einen Menſchen zu finden, der ſelbſt ſeine Dummheit bereut und öffentlich ſeine Schuld eingeſteht?“ — „Aber doch nicht vor der Piſtole des Gegners!“ ſchrie mein Sekundant wieder. — „Das iſt eben,“ antwortete ich ihnen, „ſo erſtaun-

lich, und ich hätte mich darum, gleich nachdem wir hergekommen waren, noch vor dem Schuſſe des Herrn entſchuldigen ſollen, um ihn nicht zu dieſer großen Todſünde zu zwingen. Aber," ſagte ich, „wir haben es ſelbſt in der Welt ſo häßlich eingerichtet, daß es faſt unmöglich war, anders zu handeln: ich mußte erſt den Schuß des Herrn auf zwölf Schritt Diſtanz aushalten, damit meine Worte für ihn irgendeine Bedeutung haben; hätte ich es aber vor dem Schuß, gleich als wir hergekommen waren, getan, ſo würde man einfach ſagen: Der Feigling hat vor der Piſtole Angſt bekommen, man höre nicht auf ihn! Meine Herren," rief ich plötzlich von ganzem Herzen, „ſehen Sie ſich doch um, ſchauen Sie die Gaben Gottes an: den heiteren Himmel, die reine Luft, das zarte Gras, die Vöglein, die Natur iſt ſchön und ſündlos, und nur wir allein ſind gottlos und dumm und verſtehen nicht, daß das Leben das Paradies iſt: wenn wir es nur begreifen, ſo wird das Paradies ſogleich in ſeiner ganzen Schönheit erſtehen, wir werden uns umarmen und weinen . . ." Ich wollte noch fortfahren, konnte aber nicht, mir ſtockte der Atem ſo ſüß und jugendlich, und mein Herz war von einem

ſolchen Glücke erfüllt, wie ich es noch nie empfunden hatte. „Alles das iſt vernünftig und fromm,“ ſagte mir mein Gegner, „und Sie ſind jedenfalls ein originеller Menſch.“ — „Lachen Sie nur,“ erwiderte ich lachend, „ſpäter werden Sie mich ſelbſt loben.“ — „Ich bin auch jetzt ſchon bereit,“ antwortete er mir, „Sie zu loben und will Ihnen gern die Hand reichen, denn Sie ſcheinen ein wirklich aufrichtiger Menſch zu ſein.“ — „Nein,“ ſagte ich, „jetzt nicht, lieber ſpäter, wenn ich beſſer geworden bin und Ihre Achtung verdient habe; wenn Sie mir dann die Hand reichen, ſo wird es richtig ſein.“ Wir fuhren nach Hauſe; mein Sekundant ſchimpfte während der ganzen Fahrt, ich aber küßte ihn. Alle Kameraden erfuhren es ſofort und verſammelten ſich am gleichen Tage, um mich zu richten: „Er hat die Uniform beſchmutzt, nun ſoll er ſeinen Abſchied nehmen.“ Es meldeten ſich aber auch Verteidiger: „Er hat doch immerhin dem Schuſſe ſtandgehalten.“ — „Ja, aber er fürchtete die folgenden Schüſſe und bat darum vor der Piſtole des Gegners um Verzeihung.“ — „Hätte er die Schüſſe gefürchtet,“ entgegneten darauf die Verteidiger, „ſo hätte er erſt aus ſeiner

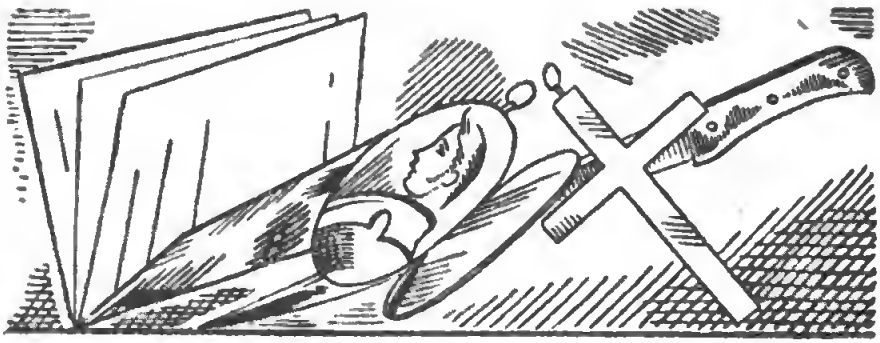
Piſtole geſchoſſen und dann um Verzeihung gebeten; er warf ſie aber geladen in den Wald! Nein, es iſt wohl etwas Anderes geſchehen, etwas Originelles.“ Ich höre ihnen zu und ſehe ſie mit Freude an. „Meine Lieben,“ ſage ich ihnen, „meine lieben Freunde und Kameraden, macht euch keine Sorge wegen meines Abſchieds, denn ich habe ihn ſchon heute früh in der Kanzlei eingereicht, und wenn ich den Abſchied bekomme, ſo gehe ich gleich ins Kloſter, — dazu habe ich ihn auch eingereicht.“ Als ich das ſagte, fingen ſie alle zu lachen an: „Hätteſt du uns das doch gleich mitgeteilt! Jetzt iſt alles klar, einen Mönch darf man gar nicht richten.“ Sie lachen, hören gar nicht zu lachen auf, ſie lachen aber nicht ſpöttiſch, ſondern freundlich und luſtig; ſie haben mich plötzlich alle liebgewonnen, ſogar die erbittertſten Ankläger. Den ganzen folgenden Monat, bis ich meinen Abſchied erhielt, trugen ſie mich förmlich auf den Händen. „Ach, du Mönch!“ ſagten ſie. Ein jeder richtete ein freundliches Wort an mich, man verſuchte mir meinen Entſchluß auszureden, man bemitleidete mich ſogar: „Was tuſt du dir an?“ — „Nein,“ ſagten ſie, „er iſt ſo tapfer, er hat dem Schuß

ſtandgehalten und hätte aus ſeiner Piſtole ſchießen können; er hat aber in der Nacht vorher einen Traum gehabt, daß er Mönch werden ſoll, daher kommt alles.“ Faſt ebenſo benahm ſich auch die ſtädtiſche Geſellſchaft. Früher hatte man mich nicht ſonderlich beachtet und nur freundlich empfangen, jetzt aber hatten mich alle auf einmal erkannt und luden mich um die Wette zu ſich ein; ſie lachten zwar über mich, liebten mich aber dabei. Ich will hier bemerken, daß, obwohl über unſer Duell viel geſprochen wurde, die Obrigkeit die Sache vertuſchte, denn mein Gegner war ein naher Verwandter unſeres Generals; da die Sache aber ohne Blutvergießen und wie ein Scherz abgelaufen war und ich ſchließlich meinen Abſchied genommen hatte, ſo faßte man alles als einen Scherz auf. Ich fing damals an, laut und furchtlos zu ſprechen, ohne mich durch ihr Lachen beirren zu laſſen, denn das Lachen war gar nicht gehäſſig, ſondern gutmütig. Dieſe Reden führte ich meiſtens an Abenden in Damengeſellſchaft; die Frauen hörten mir beſonders gern zu und zwangen auch die Männer, mir zuzuhören. „Wie iſt es möglich, daß ich die Schuld für alle auf mir trage?“ fragte mich jeder

und lachte mir ins Geſicht: „Wie kann ich zum Beiſpiel für Sie ſchuldig ſein?“ — „Wie ſollen Sie es erfaſſen,“ antwortete ich ihnen, „wenn die Welt ſchon längſt einen anderen Weg eingeſchlagen hat und wir die gemeinſte Lüge für Wahrheit halten und auch von den andern die gleiche Lüge verlangen? Ich habe ein einziges Mal in meinem Leben aufrichtig gehandelt, und was kam dabei heraus? — Ich ſtehe nun vor Ihnen als Verrückter da: Sie haben mich zwar liebgewonnen, lachen aber alle über mich.“ — „Wie ſoll man auch einen ſolchen Menſchen nicht lieben?“ ſagte darauf laut lachend die Dame des Hauſes; es war bei ihr eine große Geſellſchaft verſammelt. Plötzlich ſehe ich, wie ſich mitten in der Damengeſellſchaft jene junge Perſon erhebt, um derentwillen es zum Zweikampf gekommen iſt und die ich mir vor kurzem als Braut auserſehen habe; ich hatte aber gar nicht bemerkt, daß auch ſie in dieſe Geſellſchaft gekommen war. Sie erhob ſich, ging auf mich zu und reichte mir die Hand. „Geſtatten Sie Ihnen zu erklären,“ ſagte ſie mir, „daß ich über Sie nicht lache, ſondern, im Gegenteil, Ihnen mit Tränen in den Augen danke und

meinen Reſpekt vor Ihrer damaligen Tat aus-ſpreche.“ Auch ihr Mann ging auf mich zu, und dann umringte mich die ganze Geſellſchaft, und alle küßten mich faſt. Es wurde mir ſo freudig zumute, beſonders aufmerkſam wurde ich aber auf einen nicht mehr jungen Herrn, der gleich-falls auf mich zugegangen war, den ich dem Namen nach auch ſchon früher kannte, dem ich aber niemals vorgeſtellt worden war und mit dem ich bis zu jenem Abend noch nie ein Wort gewechſelt hatte.

* *
*



d) Der geheimnisvolle Gaſt.

Er diente in unſerer Stadt ſchon lange, bekleidete einen hohen Poſten, war von allen angeſehen, reich und wegen ſeiner Wohltätigkeit berühmt und hatte ein nicht unbeträchtliches Kapital für ein Altersheim und für eine Waiſenanſtalt geſtiftet und außerdem viele Wohltaten heimlich erwieſen, was erſt nach ſeinem Tode bekannt geworden iſt. Er war an die fünfzig Jahre alt, hatte ein faſt ſtrenges Ausſehen und ſprach wenig; er war erſt ſeit zehn Jahren mit einer noch jungen Frau verheiratet, von der er drei kleine Kinder hatte. Am Abend darauf ſaß ich bei mir zu Hauſe, als plötzlich meine Türe aufging und dieſer ſelbe Herr bei mir eintrat.

Ich will bemerken, daß ich nicht mehr meine frühere Wohnung hatte; ſobald ich den Abſchied

eingereicht hatte, zog ich aus und mietete bei einer alten Frau, einer Beamtenwitwe ein Zimmer mit Bedienung. Ich wechſelte ja die Wohnung nur aus dem Grunde, weil ich Afanaſſij am gleichen Tage, ſobald ich vom Duell zurückkehrte, in die Kompagnie zurückſchickte, denn ich ſchämte mich, ihm nach meiner Tat in die Augen zu blicken, — ſo ſehr iſt oft der unvorbereitete weltliche Menſch geneigt, ſich mancher ſeiner überaus gerechten Taten zu ſchämen.

„Ich habe Ihnen," ſagte der Gaſt, „ſchon ſeit einigen Tagen mit großem Intereſſe in mehreren Häuſern zugehört und möchte Sie nun perſönlich kennen lernen, um mit Ihnen eingehender zu ſprechen. Wollen Sie mir, mein Herr, dieſen großen Dienſt erweiſen?" — „Gerne, mit dem größten Vergnügen, und ich rechne es mir als eine beſondere Ehre an," antwortete ich ihm, war aber dabei beinahe erſchrocken; einen ſolchen Eindruck hatte er auf mich gemacht. Man hatte mir wohl mit Intereſſe zugehört, aber noch niemand war mit ſolchem ernſten und ſtrengen inneren Ausdruck an mich herangetreten. Und dieſer war ſelbſt zu mir in die Wohnung gekommen. Er

ſetzte ſich. „Ich ſehe in Ihnen,“ fuhr er fort, „eine große Charakterſtärke, denn Sie haben nicht gefürchtet, der Wahrheit in einer ſolchen Sache zu dienen, in der Sie riskierten, für Ihre Wahrheit allgemeine Verachtung zu ernten.“ — „Ihr Lob iſt vielleicht übertrieben,“ ſagte ich ihm. — „Nein, es iſt nicht übertrieben,“ antwortete er mir, „glauben Sie mir: eine ſolche Tat zu begehen iſt viel ſchwieriger, als Sie denken. Dies allein hat auf mich eigentlich einen ſolchen Eindruck gemacht,“ fuhr er fort, „und ich bin darum hergekommen. Beſchreiben Sie mir, bitte, wenn meine vielleicht unanſtändige Neugier Sie nicht abſtößt und wenn Sie es nicht vergeſſen haben, was Sie in jenem Augenblick empfanden, als Sie ſich entſchloſſen, beim Duell um Verzeihung zu bitten. Halten Sie meine Frage nicht für leichtſinnig; im Gegenteil, ich verfolge mit dieſer Frage ein eigenes geheimes Ziel, das ich Ihnen wahrſcheinlich ſpäter erklären werde, wenn es Gott gefällt, uns einander näher zu bringen.“

Die ganze Zeit, während er ſprach, ſah ich ihm gerade in die Augen und fühlte plötzlich ein ſtarkes Vertrauen zu ihm, außerdem auch eine unge-

wöhnliche Neugier, denn ich ahnte, daß er in ſeiner Seele ein beſonderes Geheimnis trug.

„Sie fragen, was ich in jenem Augenblick empfand, als ich meinen Gegner um Verzeihung bat?“ antwortete ich ihm. „Ich will Ihnen lieber alles von Anfang an erzählen, was ich den andern noch nicht erzählt habe.“ Und ich erzählte ihm alles, was ich mit Afanaſſij gehabt und wie ich mich vor ihm bis zur Erde verbeugt hatte. „Daraus können Sie ſelbſt erſehen,“ ſchloß ich, „daß mir während des Duells leichter zumute war, denn es hatte ſchon zu Hauſe angefangen; da ich aber dieſen Weg einmal betreten, ſo ging alles Weitere nicht mehr ſchwer, ſondern war mir eine Freude und Luſt.“

Er hörte es und ſah mich ſo freundlich an. „Das alles,“ ſagte er, „iſt außerordentlich intereſſant, ich will noch öfter zu Ihnen kommen.“ Von nun an beſuchte er mich faſt jeden Abend. Wir wären wohl große Freunde geworden, wenn er nur etwas von ſich ſelbſt erzählt hätte. Aber er ſprach von ſich faſt kein Wort und fragte mich nur über mich ſelbſt aus. Trotzdem gewann ich ihn ſehr lieb und vertraute ihm alle meine Gefühle

an, denn ich dachte mir: Was brauche ich ſeine Geheimniſſe zu wiſſen? Ich ſehe ja auch ſo, daß er ein gerechter Menſch iſt. Außerdem iſt er ein ſo ernſter Menſch, viel älter als ich, beſucht aber mich, einen Jüngling, und hält es nicht für unpaſſend, mit mir zu verkehren. — Ich lernte von ihm vieles Nützliche, denn er war ein Menſch von großem Verſtand. „Daß das Leben ein Paradies iſt," ſagte er mir einmal plötzlich, „darüber habe ich ſchon ſelbſt lange nachgedacht." Und dann fügte er hinzu: „Ich denke ja doch nur daran." Er ſah mich an und lächelte. „Ich bin davon noch mehr als Sie überzeugt," ſagte er mir, „Sie werden ſpäter erfahren, warum." Ich hörte es und dachte bei mir: „Er will mir ſicher etwas eröffnen." — „Das Paradies," ſagte er, „iſt in jedem von uns verborgen, auch ich trage es in mir, und wenn ich will, ſo wird es für mich gleich morgen beginnen und dann ſchon für mein ganzes Leben." Ich ſehe: er ſpricht mit Rührung und ſieht mich dabei geheimnisvoll, wie fragend an. „Daß aber jeder Menſch," fährt er fort, „auch abgeſehen von ſeinen eigenen Sünden, für alles und für alle die Schuld trägt, ſo haben Sie

es ganz richtig erkannt, und es ist erstaunlich, wie Sie diesen Gedanken in diesem Umfange haben erfassen können. Es ist wirklich wahr, daß, wenn die Menschen diesen Gedanken begreifen, für sie das Himmelreich anbrechen wird, und nicht nur in ihrem Gedanken, sondern in der Wirklichkeit." — „Wann wird sich das aber erfüllen?" rief ich schmerzvoll aus: „Und wird es sich überhaupt einmal erfüllen? Ist es nicht nur ein schöner Traum?" — „Sie glauben also nicht daran," entgegnete er; „Sie predigen es und glauben es selbst nicht. Ich sage Ihnen also, daß dieser schöne Traum, wie Sie es nennen, sich unbedingt erfüllen wird, glauben Sie daran; aber er wird sich noch nicht jetzt erfüllen, denn jedes Geschehnis hat sein eigenes Gesetz. Es ist eine seelische, psychologische Sache. Um die Welt zu ändern, ist es notwendig, daß die Menschen selbst psychisch einen anderen Weg einschlagen. Bevor man nicht selbst der Bruder eines jeden Menschen geworden ist, kann keine Brüderlichkeit eintreten. Keine Wissenschaft und kein Vorteil wird die Menschen je in Stand setzten, ihr Eigentum und ihre Rechte so untereinander zu verteilen, daß niemand benach-

teiligt ſei. Alles wird für jeden zu wenig ſein, und alle werden murren, einander beneiden und einander zu vernichten trachten. Sie fragen, wann ſich das erfüllen wird. Es wird ſich erfüllen, aber zuvor muß die Periode der menſchlichen Abſonderung ein Ende nehmen.“ — „Von was für einer Abſonderung ſprechen Sie?“ fragte ich ihn. — „Die Abſonderung, die jetzt, beſonders in unſerer Zeit, überall herrſcht, deren Stunde aber noch nicht geſchlagen hat. Ein jeder iſt jetzt beſtrebt, ſeine eigene Perſönlichkeit möglichſt abzuſondern, ein jeder möchte die ganze Fülle des Lebens in ſich ſelbſt auskoſten, aber aus allen ſeinen Bemühungen ergibt ſich ſtatt der Fülle des Lebens nur vollſtändiger Selbſtmord, denn ſtatt die volle Beſtimmung ihres Weſens zu finden, verfallen ſie alle in gänzliche Einſamkeit. In unſerer Zeit hat ſich alles in einzelne Individuen abgeſondert, ein jeder zieht ſich in ſein Loch zurück, ein jeder entfernt ſich vom andern, verſteckt ſich, verbirgt, was er zu verbergen hat, und endet damit, daß er von allen Menſchen abgeſtoßen wird und auch ſelbſt die Menſchen von ſich abſtößt. Er ſammelt in ſeiner Abſonderung Reich-

tümer an und denkt ſich dabei: Wie ſtark und wie wohlverſorgt bin ich jetzt! Der Wahnwitzige weiß aber nicht, daß er, je mehr er anſammelt, umſo tiefer in eine ſelbſtmörderiſche Ohnmacht verſinkt. Denn er iſt gewohnt, auf ſich allein zu bauen, hat ſich als eine Einheit vom Ganzen losgetrennt, hat ſeine Seele gelehrt, an Menſchenhilfe, an die Menſchen und die Menſchheit nicht zu glauben, und zittert nur davor, daß ſein Geld und die durch das Geld erworbenen Rechte verloren gehen können. Der Menſchengeiſt fängt heute überall an, voller Hohn zu überſehen, daß die wahre Verſorgtheit der Perſönlichkeit nicht auf ihrer iſolierten Anſtrengung beruht, ſondern auf dem Zuſammenhalten aller Menſchen. Aber es wird ganz ſicher auch dieſer ſchrecklichen Abſonderung die Stunde ſchlagen, und alle werden auf einmal begreifen, wie unnatürlich ſie ſich voneinander getrennt haben. Das wird im Geiſte der Zeit liegen, und ſie werden ſich wundern, wie lange ſie in der Finſternis gelebt und kein Licht geſehen haben. Dann wird auch das Zeichen des Menſchenſohnes am Himmel erſcheinen . . . Aber bis das eintrifft, muß die Fahne erhalten werden,

und der Menſch ſoll, wenn auch nur von Zeit zu Zeit, wenn auch nur vereinzelt, ein Beiſpiel zeigen: ſeine Seele aus der Abſonderung befreien und zur Tat der Bruderliebe zwingen, auch wenn er dabei als ein Narr angeſehen wird. Das muß er tun, damit der große Gedanke nicht ſtirbt.“

In ſolcherlei feurigen und begeiſterten Geſprächen verbrachten wir unſerer Abende. Ich gab ſogar meinen Verkehr mit den andern auf und kam immer ſeltener in Geſellſchaft, zumal ich auch allmählich aus der Mode kam. Dies ſoll kein Vorwurf für die Leute ſein, denn ſie liebten mich nach wie vor und behandelten mich freundlich; aber ich muß doch geſtehen, daß es in der Geſellſchaft keine geringe Mode war, ſich mit mir abzugeben. Meinen geheimnisvollen Gaſt ſah ich zuletzt mit Entzücken an, denn auch abgeſehen vom Genuſſe, den mir ſein Geiſt bot, fing ich zu ahnen an, daß er irgendeine Abſicht hegte und ſich vielleicht auf eine große Tat vorbereitete. Vielleicht mißfiel es ihm ſogar, daß ich äußerlich gar keine Neugier für ſein Geheimnis zeigte und ihn weder offen, noch andeutungsweiſe ausfragte. Aber zuletzt merkte ich, daß ihn ſelbſt der Wunſch quälte, mir etwas

zu eröffnen. Etwa einen Monat nach ſeinem erſten Beſuch konnte ich das ſchon ſehr deutlich ſehen. „Wiſſen Sie," ſagte er mir einmal, „daß man in der Stadt auf uns beide ſehr neugierig iſt und ſich wundert, daß ich Sie ſo oft beſuche; ſollen ſie nur: alles wird ſich ſehr bald aufklären." Manchmal überkam ihn eine außerordentliche Erregung, und in ſolchen Fällen ſtand er faſt immer auf und ging fort. Manchmal ſah er mich lange und durchdringend an, ſo daß ich mir dachte: „Gleich wird er etwas ſagen"; — aber er brachte dann die Rede plötzlich auf irgend etwas Bekanntes und Gewöhnliches. Auch fing er an, ſich über Kopfſchmerzen zu beklagen. Einmal, nachdem er lange und begeiſtert geſprochen hatte, ſah ich ihn plötzlich erbleichen, ſein Geſicht verzerrte ſich, und er ſah mich durchdringend an.

„Was iſt mit Ihnen," fragte ich ihn, „iſt Ihnen nicht wohl?"

Er hatte doch über Kopfſchmerzen geklagt.

„Ich... wiſſen Sie... ich... ich habe einen Menſchen ermordet."

Wie er das ſagte, lächelte er und war dabei ſo weiß wie Kreide. — Warum lächelt er bloß? —

dieſer Gedanke drang mir zu allererſt ins Herz, noch bevor ich etwas begriffen hatte. Auch ich ſelbſt erbleichte.

„Was ſagen Sie da?“ rief ich ihm zu.

„Sehen Sie,“ antwortete er mir mit einem blaſſen Lächeln, „was es mich koſtete, das erſte Wort zu ſagen. Nun habe ich es geſagt und bin, glaube ich, auf den rechten Weg gekommen. Dieſen Weg will ich weitergehen.“

Lange glaubte ich ihm nicht, und glaubte es auch nicht mit einemmal, ſondern erſt nachdem er drei Tage nacheinander mich beſucht und mir alles genau erzählt hatte. Ich hielt ihn anfangs für verrückt, überzeugte mich ſchließlich aber mit großer Verwunderung und mit großem Schmerz von der Richtigkeit ſeiner Worte. Er hatte vierzehn Jahre vorher ein furchtbares Verbrechen an einer reichen Dame, einer jungen und ſchönen Gutsbeſitzerswitwe begangen, die in unſerer Stadt ein eigenes Haus beſaß, in dem ſie abzuſteigen pflegte. Er fühlte eine große Liebe zu ihr, geſtand ihr ſeine Leidenſchaft und verſuchte ſie zu überreden, ihn zu heiraten. Sie hatte aber ihr Herz ſchon einem anderen geſchenkt, einem vor-

nehmen Offizier von hohem Range, der damals im Felde war und den ſie in Bälde erwartete. Sie ſchlug ſeinen Antrag ab und bat ihn, ſeine Beſuche einzuſtellen. Er ſtellte ſeine Beſuche wohl ein, drang aber eines Nachts mit großer Frechheit, unter der Gefahr, ertappt zu werden, durch den Garten und über das Dach in ihr Haus ein, deſſen Zimmereinteilung er genau kannte. Bekanntlich gelingen häufig gerade die frechſten Verbrechen am beſten. Nachdem er durch eine Dachluke auf den Boden des Hauſes gelangt war, drang er über die Bodentreppe in ihre Wohnung ein; er wußte nämlich, daß die Türe zu der Bodentreppe infolge der Nachläſſigkeit der Dienſtboten nicht immer verſchloſſen war. Er baute auf dieſe Nachläſſigkeit, und die Tür war diesmal wirklich nicht verſchloſſen. Er drang in die Wohnräume ein und gelangte im Dunkeln in ihr Schlafzimmer, in dem ein Lämpchen vor dem Heiligenbilde brannte. Wie abſichtlich waren die beiden Zimmermädchen der Dame ohne Erlaubnis und heimlich zu einer Namenstagsfeier in der Nachbarſchaft fortgegangen. Die übrigen Diener und Mägde ſchliefen aber in den Geſindeſtuben und in der

Küche, im unteren Stockwerke. Beim Anblick der Schlafenden entbrannte in ihm die Leidenſchaft; dann wurde ſein Herz von einer rachſüchtigen und eiferſüchtigen Wut gepackt; beſinnungslos, wie betrunken ging er auf ſie zu und ſtieß ihr das Meſſer mitten ins Herz, ſo daß ſie nicht einmal aufſchrie. Dann richtete er es mit einer teufliſchen und ruchloſen Berechnung ſo ein, daß der Verdacht auf die Dienerſchaft fiel: er ſcheute ſich nicht, ihren Geldbeutel zu nehmen, er ſperrte mit den Schlüſſeln, die er unter ihrem Kopfkiſſen fand, die Kommode auf und entnahm dieſer einige Sachen; er handelte dabei ſo, wie ein dummer Dienſtbote gehandelt haben würde: er ließ die Wertpapiere zurück und nahm nur das bare Geld und einige größere Goldgegenſtände; andere Gegenſtände, die zwar kleiner, aber zehnmal wertvoller waren, überſah er dagegen. Er nahm auch einiges als Andenken mit, aber davon ſpäter. Nachdem er dieſe ſchreckliche Tat begangen hatte, verließ er das Haus auf dem früheren Wege. Weder am nächſten Tage, als der Mord entdeckt wurde, noch während ſeines ganzen ſpäteren Lebens, kam es jemand in den Sinn, den wirklichen

M

Verbrecher zu verdächtigen! Auch von ſeiner Liebe wußte niemand, da er ſtets ſchweigſam und verſchloſſen geweſen war und auch keinen Freund beſaß, dem er das Geheimnis ſeiner Liebe hätte anvertrauen können. Man hielt ihn einfach für einen Bekannten der Ermordeten, und nicht einmal für einen ſehr intimen, denn in den letzten zwei Wochen hatte er ſie gar nicht beſucht. Der Verdacht fiel ſofort auf ihren leibeigenen Diener Pjotr, und alle Umſtände fügten ſich ſo, daß dieſer Verdacht beſtärkt wurde: dieſer Diener hatte nämlich gewußt, und die Ermordete hatte es auch ſelbſt nicht verheimlicht, daß ſie beabſichtigte, ihn unter die Rekruten zu geben, die ſie von ihren Leibeigenen zu ſtellen hatte, denn er war unverheiratet und führte ſich obendrein ſchlecht auf. Man hatte gehört, wie er betrunken in einer Schenke wütend gedroht hatte, ſie zu ermorden. Zwei Tage vor ihrem Tode war er aber durchgebrannt und hatte ſich in der Stadt herumgetrieben. Am andern Tage nach dem Morde fand man ihn ſinnlos betrunken auf der Landſtraße dicht vor der Stadtgrenze liegen, mit einem Meſſer in der Taſche und mit Blutflecken auf der rechten Handfläche. Er

behauptete, er hätte Naſenbluten gehabt, aber man glaubte ihm nicht. Die Zimmermädchen geſtanden, daß ſie bei der Namenstagsfeier geweſen waren und die Eingangstüre unverſperrt gelaſſen hatten. Es fanden ſich noch viele andere ähnliche Indizien, welche genügten, um den unſchuldigen Diener zu verhaften. Man verhaftete ihn und ſtellte ihn vors Gericht, aber der Verhaftete erkrankte nach einer Woche an einem Nervenfieber und ſtarb beſinnungslos im Spital. Damit endete die Sache; die Unterſuchung wurde eingeſtellt, und alle, die Richter, die Behörden und die ganze Geſellſchaft blieben überzeugt, daß das Verbrechen von niemand anders begangen werden konnte, als vom verſtorbenen Diener. Dann kam aber die Strafe.

Der geheimnisvolle Gaſt, der nun mein Freund geworden war, erzählte mir, daß ihn anfangs gar keine Gewiſſensbiſſe geplagt hätten. Er habe ſich wohl gequält, aber nicht infolge von Gewiſſensbiſſen, ſondern nur weil er ein geliebtes Weib ermordet hatte, weil ſie nicht mehr war und er zugleich mit ihr auch ſeine Liebe getötet hatte, während das Feuer der Leidenſchaft in ſeinem Blute

auch weiter brannte. Aber an das vergoſſene Blut, an die Ermordung eines Menſchen dachte er faſt gar nicht. Der Gedanke, daß ſein Opfer die Frau eines anderen hätte werden können, erſchien ihm ſo unerträglich, daß er lange Zeit innerlich überzeugt blieb, er hätte anders gar nicht handeln können. Die Verhaftung des Dieners hatte ihn anfangs wohl etwas gequält, aber die bald darauf erfolgte Erkrankung und dann der Tod des Verhafteten beruhigten ihn, da jener doch offenbar (ſo urteilte er damals) nicht infolge der Verhaftung oder vor Angſt geſtorben war, ſondern infolge einer Erkältung, die er ſich in den Tagen, als er aus dem Hauſe entlaufen und eine ganze Nacht ſinnlos betrunken auf der feuchten Erde gelegen, zugezogen hatte. Die geſtohlenen Sachen und das Geld machten ihm wenig Bedenken, denn er hatte doch (urteilte er damals) den Diebſtahl nicht aus Eigennutz begangen, ſondern nur um den Verdacht von ſich abzulenken. Der geſtohlene Betrag war aber nicht ſehr groß, und er ſpendete bald darauf dieſen Betrag und ſogar noch viel mehr zur Errichtung eines Altersheimes in unſerer Stadt. Er machte das abſichtlich, um ſein Ge-

wiſſen wegen des Diebſtahls zu beruhigen; merkwürdigerweiſe verſchaffte ihm dies wirklich eine Beruhigung, ſogar für recht lange Zeit, — das erzählte er mir ſelbſt. Er widmete ſich mit beſonderem Eifer ſeinen dienſtlichen Obliegenheiten und übernahm freiwillig einen ſchwierigen und mühevollen Auftrag, der ihn an die zwei Jahre beſchäftigte; ſo vergaß er, da er einen ſtarken Charakter hatte, faſt gänzlich das Vorgefallene; und wenn er ſich deſſen erinnerte, ſo gab er ſich Mühe, nicht daran zu denken. Er widmete ſich auch der Wohltätigkeit, richtete in unſerer Stadt vieles ein, ſpendete große Summen, machte von ſich auch in den Reſidenzſtädten reden und wurde in Moskau und in Petersburg zum Mitglied der dortigen Wohltätigkeitsvereine gewählt. Aber ſchließlich kamen ihm immer öfter qualvolle Gedanken, die über ſeine Kraft gingen. Um dieſe Zeit erregte ein ſchönes und kluges junges Mädchen ſein Gefallen; er heiratete es bald, in der Hoffnung, daß das Eheleben den Gram, den er in der Einſamkeit trug, vertreiben würde, und daß er, wenn er den neuen Weg betreten und ſeine Pflicht gegen ſeine Frau und ſeine Kinder gewiſſenhaft er-

füllen würde, ſich von ſeinen alten Erinnerungen gänzlich befreien könnte. Es kam aber ganz anders, als er es erwartet hatte. Schon im erſten Monat nach der Hochzeit plagte ihn ununterbrochen der Gedanke: „Meine Frau liebt mich; wenn ſie aber alles erfährt?...“ Als ſie mit dem erſten Kinde ſchwanger war und ihm das mitteilte, kamen ihm plötzlich Bedenken: „Ich habe einem Menſchenweſen das Leben gegeben, habe aber einem anderen das Leben genommen!“ Als dann noch mehr Kinder geboren wurden, ſagte er ſich: „Wie wage ich es, ſie zu lieben, zu unterrichten und zu erziehen, wie kann ich zu ihnen von der Tugend ſprechen, wenn ich ſelbſt Blut vergoſſen habe?“ Die Kinder wuchſen herrlich heran, er wollte ſie gern liebkoſen: „Ich kann aber nicht in ihre unſchuldigen, heiteren Geſichter ſehen, ich bin deſſen unwürdig.“ Zuletzt verfolgte ihn überall drohend und bitter das Blut des ermordeten Opfers, das vernichtete junge Leben, das Blut, das nach Vergeltung ſchrie. Er ſah ſchreckliche Träume. Da er aber ein ſtarkes Herz hatte, konnte er dieſe Qual lange tragen. „Ich will alles durch meine geheime Qual ſühnen.“ Aber auch

ſtärker wurde ſeine Qual. In der Geſellſchaft dieſe Hoffnung war vergebens: je länger, deſto achtete man ihn wegen ſeiner Wohltätigkeit, fürchtete aber dabei ſeinen ſtrengen und düſteren Charakter; doch je mehr man ihn achtete, deſto unerträglicher wurde es ihm. Er geſtand mir, daß er Hand an ſich habe legen wollen. Aber ſtatt deſſen kam ihm manchmal ein anderer Gedanke, ein Gedanke, den er anfangs für unmöglich und wahnſinnig hielt, der ſich aber ſchließlich in ſeinem Herzen ſo feſtſetzte, daß er ihn nicht mehr herausreißen konnte. Dieſer Gedanke war: ſich erheben, vor das Volk treten und allen erklären, daß er einen Menſchen ermordet habe. An die drei Jahre trug er ſich mit dieſem Gedanken, er kam ihm immer in verſchiedenen Geſtalten wieder. Schließlich gewann er mit ſeinem ganzen Herzen den Glauben, daß er, wenn er ſein Verbrechen eingeſtanden hat, ſeine Seele zweifellos heilen und ſich ein für allemal beruhigen wird. Als er aber dieſen Glauben gewann, empfand er in ſeinem Herzen einen Schrecken: wie dieſe Abſicht ausführen? Da kam plötzlich meine Duellgeſchichte dazwiſchen.

„Als ich Ihr Beiſpiel ſah, faßte ich den Entſchluß.“ Ich ſah ihn an.

„Konnte denn,“ rief ich aus und ſchlug die Hände zuſammen, „konnte denn ein ſo geringfügiger Vorfall in Ihnen dieſen Entſchluß wecken?“

„Mein Entſchluß keimt ſchon ſeit drei Jahren,“ antwortete er mir, „und Ihr Fall gab ihm nur den letzten Anſtoß. Als ich Sie ſah, machte ich mir Vorwürfe und beneidete Sie,“ ſagte er mir in einem ſogar ſtrengen Ton.

„Man wird Ihnen gar nicht glauben“, bemerkte ich, „es ſind ja ſchon vierzehn Jahre darüber vergangen.“

„Ich habe Beweiſe, zwingende Beweiſe, die werde ich vorweiſen.“

Ich fing zu weinen an und küßte ihn.

„Löſen Sie mir nur einen Zweifel!“ ſagte er mir (als ob es von mir abhinge): „Ich habe eine Frau und Kinder! Meine Frau wird vielleicht vor Kummer ſterben, und die Kinder, wenn ſie auch den Adel und das Vermögen nicht verlieren, werden ewig die Kinder eines Zuchthäuslers bleiben. Und was für ein Andenken werde ich in ihren Herzen hinterlaſſen!“ Ich ſchwieg.

„Und ſie verlaſſen, ſich von ihnen für immer trennen? Doch für immer und ewig!“

Ich ſaß ſchweigend da und flüſterte ein Gebet vor mich hin. Schließlich erhob ich mich; es wurde mir ſchrecklich zumute.

„Was nun?“ fragte er und ſah mich an.

„Gehen Sie hin,“ antwortete ich, „und geſtehen Sie es den Menſchen. Alles vergeht, nur die Wahrheit allein bleibt. Ihre Kinder werden, wenn ſie herangewachſen ſind, begreifen, wieviel Großmut in Ihrem großen Entſchluß lag.“

Er verließ mich damals, ſcheinbar feſt entſchloſſen. Aber er kam dann mehr als vierzehn Tage jeden Abend zu mir, bereitete ſich immer vor und konnte ſich doch nicht entſchließen. Er zermarterte mir das Herz. Bald kam er zu mir feſt entſchloſſen und ſagte gerührt:

„Ich weiß, daß für mich das Paradies anbrechen wird, ſobald ich es geſtanden habe. Vierzehn Jahre war ich in der Hölle. Nun will ich leiden. Ich will das Leid auf mich nehmen und werde zu leben anfangen. Mit Unrecht kann man wohl bis ans Ende der Welt kommen, kann dann aber

nicht mehr zurückkehren. Jetzt wage ich nicht, nicht nur meine Nächſten ſondern auch meine Kinder zu lieben. Mein Gott, die Kinder werden ja vielleicht einmal begreifen, was mich dieſes Leid gekoſtet hat, und mich nicht verurteilen! Gott iſt nicht in der Stärke, ſondern in der Wahrheit."

„Alle werden Ihre Tat begreifen," ſagte ich ihm, „und wenn nicht jetzt gleich, ſo ſpäter; denn Sie haben der Wahrheit gedient, der höheren, überirdiſchen Wahrheit . . ."

Und er ging wie getröſtet von mir fort; am anderen Tage kam er aber böſe und blaß wieder und ſagte ſpöttiſch:

„Sooft ich zu Ihnen komme, ſehen Sie mich ſo neugierig an und denken ſich: ‚Er hat wieder nicht geſtanden?' Warten Sie, verachten Sie mich nicht zu ſehr. Es iſt nicht ſo leicht, wie Sie es glauben. Vielleicht werde ich es auch gar nicht tun. Sie werden doch nicht hingehen und mich anzeigen, was?"

Ich aber hatte nicht nur nicht den Mut, ihn mit dummer Neugier anzuſehen, ich wagte überhaupt nicht, ihn anzuſchauen. Ich war gequält und faſt

krank, und meine Seele war voller Tränen. Ich konnte ſogar nicht mehr ſchlafen.

„Ich komme eben," fuhr er fort, „von meiner Frau. Begreifen Sie, was eine Frau iſt? Und die Kinder riefen mir, als ich fortging, nach: ‚Leben Sie wohl, Papa, kommen Sie bald wieder, um mit uns die Kinderzeitſchrift zu leſen.' Nein, das verſtehen Sie nicht! Von fremdem Leid wird man nicht klug."

Seine Augen funkelten, ſeine Lippen bebten. Plötzlich ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, ſo daß alle Sachen, die auf dem Tiſche ſtanden, erzitterten, — ſonſt war er aber ein ſo ſanfter Menſch, — das war mit ihm zum erſtenmal geſchehen.

„Soll ich es?" rief er aus, „brauche ich es? Niemand iſt doch meinetwegen verurteilt oder nach Sibirien verſchickt worden. Der Diener iſt an einer Krankheit geſtorben. Für das vergoſſene Blut bin ich durch meine Qualen beſtraft. Man wird mir auch gar nicht glauben, man wird meine Beweiſe nicht beachten. Soll ich es geſtehen, iſt es nötig? Für das vergoſſene Blut will ich mich mein Leben lang quälen, wenn nur meine Frau

und die Kinder darunter nicht leiden. Wird es gerecht ſein, auch ſie mit ins Verderben zu ziehen? Irren wir uns nicht? Wo iſt hier die Wahrheit? Werden die Menſchen dieſe Wahrheit auch erkennen, werden ſie ſie zu würdigen und zu achten wiſſen?“

— Mein Gott! — denke ich bei mir: — Er denkt in einem ſolchen Augenblick an die Achtung der Menſchen! — Und er tat mir damals ſo leid, daß ich bereit wäre, ſein Los mit ihm zu teilen, wenn es ihn erleichtern könnte. Ich ſah, daß er wie wahnſinnig war. Ich erſchrak, da ich nicht bloß mit meinem Verſtand, ſondern auch mit der lebendigen Seele begriffen hatte, was ein ſolcher Entſchluß koſtete.

„Entſcheiden Sie über mein Schickſal!“ rief er wieder.

„Gehen Sie hin und geſtehen Sie,“ flüſterte ich ihm zu. Meine Stimme verſagte, aber ich flüſterte es mit Nachdruck. Dann nahm ich vom Tiſche das Evangelium in ruſſiſcher Überſetzung und zeigte ihm Johannes, Kapitel XII, Vers 24:

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Es ſei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe,

ſo bleibt es allein; wo es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Früchte.“ Ich hatte dieſe Stelle erſt kurz vor ſeinem Kommen geleſen.

Er las es. „Es iſt wahr,“ ſagte er, lächelte aber dabei bitter: „Ja,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „in dieſen Büchern findet man ſchreckliche Dinge. Es iſt ja leicht, ſo etwas einem andern vor die Naſe zu reiben. Wer hat dieſe Bücher geſchrieben, waren es denn wirklich Menſchen?“

„Der Heilige Geiſt hat ſie geſchrieben,“ antwortete ich ihm.

„Sie haben gut ſchwatzen,“ ſagte er und lächelte wieder, diesmal aber faſt gehäſſig. Ich nahm das Buch wieder zur Hand, ſchlug es an einer andern Stelle auf und zeigte ihm Ebräer, Kapitel X, Vers 31. Er las:

„Schrecklich iſt es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“

Er las es und warf das Buch fort. Er erbebte ſogar.

„Ein ſchrecklicher Vers!“ ſagte er, „Sie haben ihn gut gewählt, das muß man Ihnen laſſen.“ Er ſtand von ſeinem Platze auf und ſagte: „Nun, leben Sie wohl, vielleicht komme ich nicht

mehr . . . dann ſehen wir uns im Paradieſe wieder. Es ſind alſo ſchon vierzehn Jahre, ſeit ich ‚in die Hände des lebendigen Gottes' gefallen bin, — ſo heißen alſo dieſe vierzehn Jahre! Morgen will ich dieſe Hände bitten, daß ſie mich freilaſſen."

Ich wollte ihn umarmen und küſſen, wagte es aber nicht; ſo verzerrt war ſein Geſicht, daß es ſchwer war, ihn anzuſehen. Er ging fort. — Mein Gott, — dachte ich mir, — wohin iſt dieſer Menſch gegangen! — Ich fiel in die Kniee vor das Heiligenbild und betete für ihn zu der Heiligſten Muttergottes, der ſchnellen Fürbitterin und Helferin. So betete ich etwa eine halbe Stunde unter Tränen, es war ſchon ſpät, gegen Mitternacht. Plötzlich ſehe ich, die Tür geht auf, und er kommt wieder. Ich war erſtaunt.

„Wo waren Sie denn?" fragte ich ihn.

„Ich glaube," ſagte er, „ich habe etwas vergeſſen . . . mir ſcheint, mein Taſchentuch . . . Und wenn ich auch nichts vergeſſen habe, erlauben Sie mir, daß ich mich hinſetze . . ."

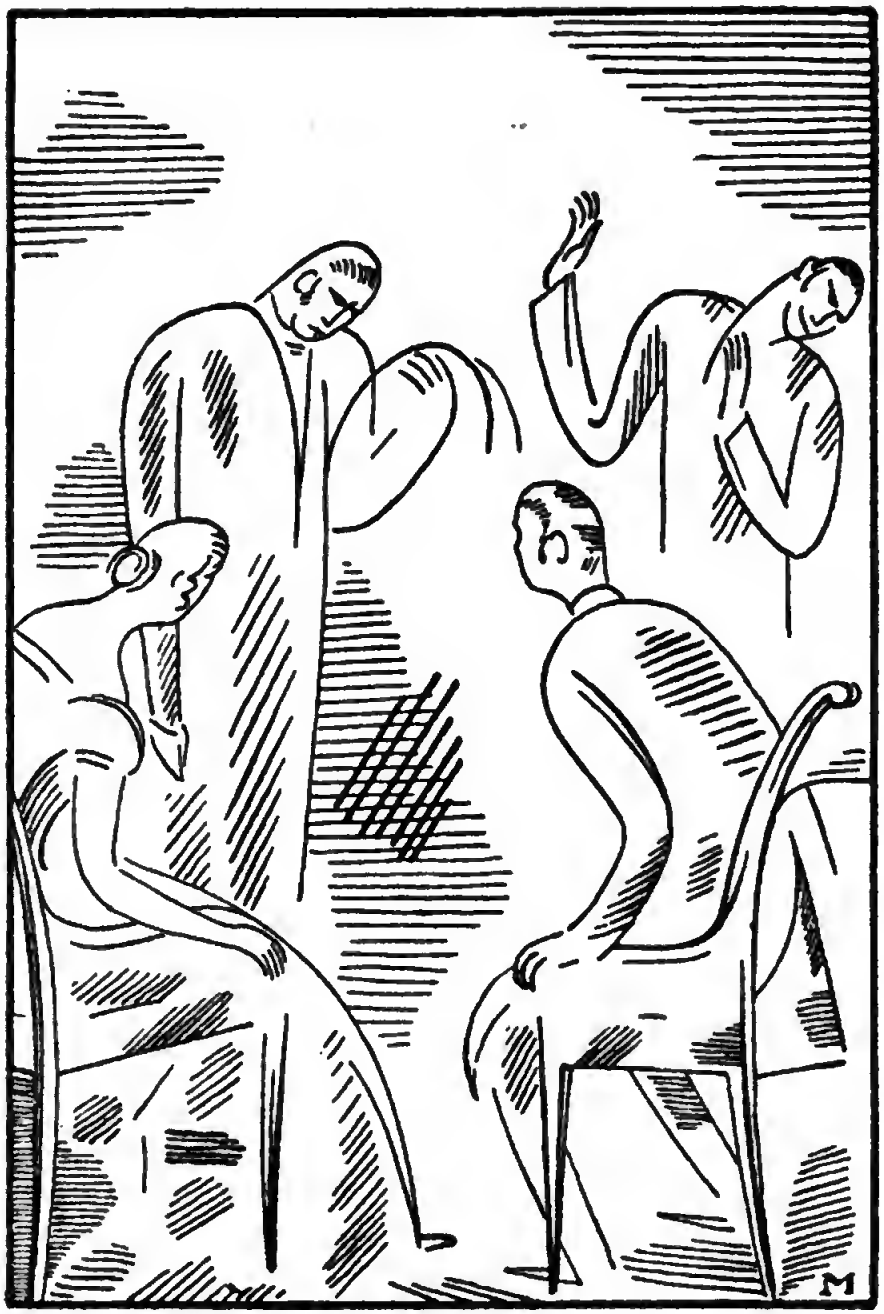
Er ſetzte ſich auf einen Stuhl. Ich ſtand vor ihm. „Setzen Sie ſich auch," ſagte er mir. Ich ſetzte mich. So ſaßen wir an die zwei Minuten.

Er ſah mich durchdringend an und lächelte plötzlich, — dieſes Lächeln blieb mir in Erinnerung; dann ſtand er auf, umarmte mich feſt und küßte mich.

„Merke dir," ſagte er, „wie ich zu dir zum zweitenmal gekommen bin. Hörſt du, merke es dir!"

Er hatte mir zum erſtenmal „du" geſagt. Dann ging er. — Morgen! — dachte ich mir.

So geſchah es auch. An jenem Abend hatte ich gar nicht gewußt, daß er am folgenden Tage Geburtstag hatte. In den letzten Tagen war ich nicht ausgegangen und konnte es darum von niemand erfahren. An ſeinem Geburtstage gab es aber bei ihm alljährlich eine große Geſellſchaft, und die ganze Stadt verſammelte ſich bei ihm. So verſammelte ſie ſich auch diesmal. Nach der Mittagstafel trat er in die Mitte des Zimmers mit einem Papier in der Hand, — einer formellen Anzeige an die Obrigkeit. Da aber ſeine Obrigkeit auch anweſend war, ſo las er das Papier laut allen Anweſenden vor; es enthielt eine genaue Schilderung des ganzen Verbrechens mit allen Einzelheiten! „Als einen Miſſetäter ſtoße ich mich



aus der Gemeinſchaft der Menſchen aus, Gott hat mich heimgeſucht," ſo ſchloß das Papier, „ich will leiden!" Und gleich darauf brachte er und legte auf den Tiſch alles, womit er ſein Verbrechen zu beweiſen glaubte und was er vierzehn Jahre lang aufbewahrt hatte: die Goldgegenſtände der Ermordeten, die er geraubt hatte, um den Verdacht von ſich abzulenken, das Medaillon und das Kreuz, die er ihr vom Halſe genommen, — im Medaillon war das Bild ihres Verlobten, — ihr Notizbuch und ſchließlich zwei Briefe: den Brief ihres Bräutigams an ſie mit der Nachricht von der baldigen Rückkehr, und ihre Antwort auf dieſen Brief, die ſie angefangen aber nicht beendet hatte und auf dem Tiſche liegen ließ, um ſie am nächſten Morgen auf die Poſt zu ſchicken. Er hatte beide Briefe mitgenommen, — warum? Warum hatte er ſie dann vierzehn Jahre lang aufbewahrt, ſtatt ſie als Beweismittel zu vernichten? Nun geſchah folgendes: alle gerieten in Verwunderung und Entſetzen, und niemand wollte ihm glauben, obwohl ihm alle mit großem Intereſſe zugehört hatten, wenn auch wie einem Kranken. Aber einige Tage ſpäter wurde in allen Häuſern

endgültig beſchloſſen, daß der unglückliche Menſch verrückt geworden ſei. Die Obrigkeit und das Gericht durften zwar die Sache nicht auf ſich beruhen laſſen und begannen eine Unterſuchung, ſtellten dieſe aber ein: obwohl die vorgelegten Gegenſtände und Briefe zu denken gaben, wurde beſchloſſen, daß dieſe Urkunden, auch wenn ſie ſich als echt erwieſen hätten, doch nicht genügten, um ein endgültiges Urteil zu fällen. Er hätte ja die Sachen auch von ihr ſelbſt haben können, da er doch ihr Bekannter und Vertrauter war. Ich hörte übrigens, daß die Echtheit der Sachen ſpäter von vielen Bekannten und Verwandten der Ermordeten nachgeprüft wurde und daß kein Zweifel darüber blieb. Aber es war dieſer Sache wieder nicht beſchieden, zum Abſchluß zu kommen. Nach etwa fünf Tagen erfuhren alle, daß der Unglückliche erkrankt war und daß man für ſein Leben fürchtete. Was es für eine Krankheit war, kann ich nicht ſagen; man ſprach von einem Herzleiden, aber es wurde bekannt, daß das Konſilium der Ärzte auf Drängen ſeiner Gattin auch ſeinen geiſtigen Zuſtand unterſucht und das Urteil gefällt hatte, daß auch eine Geiſtesſtörung vorliege. Ich

verriet nichts, obwohl man ſich beeilte, mich auszufragen; als ich ihn aber beſuchen wollte, wurde es mir lange verwehrt, hauptſächlich von ſeiner Gattin. „Sie haben ſeinen Geiſt zerrüttet,“ ſagte ſie mir, „er war auch früher düſter geweſen, und im letzten Jahre fiel allen ſeine ungewöhnliche Erregung und ſein ſonderbares Benehmen auf; Sie haben ihn zugrunde gerichtet, Sie haben ihn mit Ihren Reden dazu gebracht, er hat ja einen ganzen Monat faſt immer bei Ihnen geſeſſen.“ Nicht nur die Gattin, alle Menſchen in der Stadt fielen über mich her und klagten mich an: „Es iſt nur Ihre Schuld,“ ſagte man mir. Ich ſchwieg und freute mich in meinem Herzen, da ich die zweifelloſe Gnade Gottes zu einem, der ſich gegen ſich ſelbſt erhoben hatte und ſich ſelbſt ſtrafte, ſah. An ſeine Geiſtesſtörung konnte ich aber nicht glauben. Schließlich ließ man mich zu ihm, er verlangte es ſelbſt dringend, um ſich von mir zu verabſchieden. Ich trat ein und ſah ſofort, daß nicht nur ſeine Tage, ſondern auch ſeine Stunden gezählt waren. Er war ſchwach und gelb, ſeine Hände zitterten, er atmete ſchwer, blickte aber gerührt und freudig.

„Es iſt vollbracht!“ ſagte er mir. „Schon lange lechze ich, dich zu ſehen, warum kamſt du nicht?“

Ich erklärte ihm nicht, daß man mich nicht eingelaſſen hatte.

„Gott hat ſich meiner erbarmt und ruft mich zu ſich. Ich weiß, daß ich ſterbe, aber ich fühle nach ſo vielen Jahren zum erſtenmal Freude und Frieden. Sobald ich erfüllt hatte, was zu erfüllen war, fühlte ich ſofort in meiner Seele das Paradies. Jetzt wage ich ſchon, meine Kinder zu lieben und zu küſſen. Man glaubt mir nicht, niemand will mir glauben, weder meine Frau, noch meine Richter; auch die Kinder werden es niemals glauben. Ich ſehe darin die Gnade Gottes zu meinen Kindern. Ich ſterbe, und mein Name bleibt für ſie unbefleckt. Jetzt fühle ich ſchon die Nähe Gottes, mein Herz frohlockt wie im Paradieſe ... ich habe meine Pflicht erfüllt ...“

Er konnte nicht ſprechen, ſein Atem verſagte, er drückte mir heiß die Hand und ſah mich mit brennenden Augen an. Aber wir konnten nicht lange ſprechen, ſeine Gattin ſah jeden Augenblick zu uns herein. Doch er konnte mir noch zuflüſtern:

„Weißt du noch, wie ich zu dir damals zum

zweitenmal kam, um Mitternacht? Ich hatte dir geſagt, daß du es dir merken ſollſt. Weißt du, wozu ich damals kam? Ich kam, um dich zu töten!"

Ich fuhr zuſammen.

„Ich ging damals von dir in die Finſternis, irrte durch die Straßen und kämpfte mit mir ſelbſt. Und plötzlich fühlte ich ſolchen Haß gegen dich, daß mein Herz ihn kaum ertragen konnte. ‚Er allein,' dachte ich mir, ‚hat mich gebunden, er iſt mein Richter, ich kann meiner Strafe nicht mehr entgehen, denn er weiß alles.' Ich fürchtete nicht, daß du mich anzeigen würdeſt (dieſer Gedanke kam mir gar nicht), aber ich dachte mir: ‚Wie werde ich ihm ins Geſicht blicken, wenn ich mich nicht anzeige?' Und wenn du auch meilenweit von mir entfernt, aber am Leben wäreſt, dieſer Gedanke, daß du am Leben biſt, alles weißt und mich verurteilſt, wäre mir unerträglich. Ich haßte dich, als wäreſt du die Urſache von allem und an allem ſchuld. Ich kehrte damals zu dir zurück, ich erinnere mich noch, auf deinem Tiſche lag ein Dolch. Ich ſetzte mich und forderte auch dich zum Sitzen auf und dachte eine ganze Minute

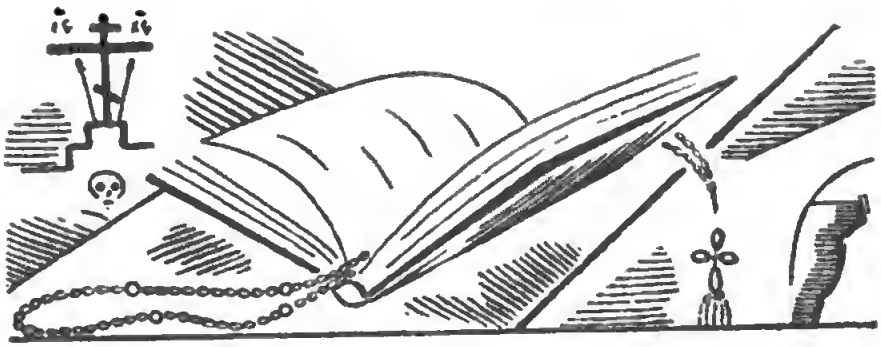
nach. Wenn ich dich getötet hätte, wäre ich ſowieſo dieſes Mordes wegen zugrunde gegangen, ſelbſt wenn ich mein früheres Verbrechen nicht eingeſtanden hätte. Aber ich dachte gar nicht daran und wollte in jenem Augenblick überhaupt nicht denken. Ich haßte dich nur und wollte mit aller Kraft an dir für alles Rache nehmen. Doch der Herr beſiegte den Teufel in meinem Herzen. Wiſſe aber, daß du dem Tode noch nie näher geweſen biſt."

Nach einer Woche ſtarb er. Seinen Sarg begleitete die ganze Stadt zum Grabe. Der Prieſter hielt eine gefühlvolle Rede. Alle beklagten die ſchreckliche Krankheit, die ſeine Tage verkürzt hatte. Aber die ganze Stadt erhob ſich nach ſeiner Beerdigung gegen mich, und man hörte ſogar auf, mich zu empfangen. Allerdings glaubten erſt wenige, dann aber immer mehr und mehr Leute an die Richtigkeit ſeiner Ausſage und fingen an, mich aufzuſuchen und mit großer Neugier und Freude auszufragen: denn der Menſch ſieht gern den Fall des Gerechten und ſeine Schande. Aber ich ſchwieg und verließ bald darauf die Stadt; nach fünf Monaten wurde mir die göttliche Gnade zuteil, den feſten und herrlichen Weg zu betreten,

und ich ſegnete den unſichtbaren Finger, der mir dieſen Weg ſo klar gewieſen hatte. Aber ich gedenke des Knechtes Gottes Michaïl auch heute noch alltäglich in meinen Gebeten.

* *
*

Aus den Geſprächen und Predigten des Starez Soſſima.



e) Einiges über den ruſſiſchen Mönch und ſeine mögliche Bedeutung.

Meine Väter und Lehrer, was iſt ein Mönch? In der gebildeten Welt wird dieſes Wort in unſeren Tagen von manchen mit Spott und von manchen ſogar als Schimpfwort gebraucht. Und das kann man immer öfter hören. Es iſt wahr, leider allzu wahr, daß es auch im Mönchsſtande viele Müßiggänger, Wollüſtlinge, Völler und freche Vagabunden gibt. Darauf weiſen die gebildeten Laien hin: „Ihr ſeid Faullenzer,“ ſagen ſie, „und unnütze Mitglieder der Geſellſchaft, ihr lebt von fremder Arbeit als ſchamloſe Bettler.“ Und dabei gibt es im Mönchsſtande ſo viele demütige und ſanfte Menſchen, die nach Einſamkeit und heißem Gebet in der Stille lechzen. Auf dieſe weiſt man weniger hin und umgeht ſie ſogar

mit Schweigen; wie wird man ſich aber wundern, wenn ich ſage, daß von dieſen Milden und nach einſamem Gebet Lechzenden vielleicht wieder die Rettung des ruſſiſchen Landes kommen wird! Denn ſie ſind wahrlich in der Stille vorbereitet „für den Tag und für die Stunde, für den Monat und für das Jahr.“ Sie bewahren noch in ihrer Einſamkeit das Bild Chriſti unverfälſcht, in ſeiner ganzen Schönheit und in der Reinheit der göttlichen Wahrheit, wie ſie es von den älteſten Vätern, Apoſteln und Märtyrern übernommen haben, und wenn die Zeit kommt, werden ſie es der erſchütterten Wahrheit der Welt offenbaren. Dies iſt ein großer Gedanke. Im Oſten wird dieſer Stern aufleuchten.

So denke ich über den Mönch; iſt es denn falſch, iſt es denn hochmütig? Schaut nur die Laien und die ganze Welt an, die ſich über das Volk Gottes erhaben fühlt: ſind bei ihnen das Antlitz Gottes und Seine Wahrheit nicht verunſtaltet? Sie haben die Wiſſenſchaft, doch in der Wiſſenſchaft iſt nur das, was den Sinnen untertan iſt. Aber die geiſtige Welt, die höhere Hälfte des menſchlichen Weſens iſt völlig verworfen, mit einem gewiſſen

Triumph und ſogar mit Haß ausgemerzt. Die Welt hat, beſonders in der letzten Zeit, die Freiheit verkündet; was ſehen wir aber in ihrer Freiheit? — nichts als Sklaverei und Selbſtmord! Denn die Welt ſagt: „Du haſt Bedürfniſſe, alſo ſollſt du ſie befriedigen, denn du haſt die gleichen Rechte wie die vornehmſten und reichſten Menſchen. Fürchte nicht, ſie zu befriedigen, vermehre ſie ſogar,“ — das iſt die jetzige Lehre der Welt. Darin ſehen ſie eben die Freiheit. Und was kommt aus dieſem Recht auf die Vermehrung der Bedürfniſſe heraus? Bei den Reichen — Vereinſamung und geiſtiger Selbſtmord, und bei den Armen — Neid und Mord, denn man hat ihnen wohl die Rechte verliehen, aber nicht die Mittel angegeben, um die Bedürfniſſe zu befriedigen. Man behauptet, daß die Welt ſich immer mehr einige und zu einer brüderlichen Gemeinſchaft zuſammenfüge dadurch, daß die Entfernungen abgekürzt und die Gedanken durch die Luft übermittelt werden. Ach, glaubt nicht an dieſe Einigung der Menſchen! Indem ſie die Freiheit als die Vermehrung und ſchnelle Befriedigung der Bedürfniſſe auffaſſen, vergewaltigen ſie ihre Natur, denn ſie

erzeugen in ſich viele ſinnloſe und dumme Begierden und Gewohnheiten und die albernſten Phantaſien. Sie leben nur dem Neid, der Befriedigung der Gelüſte und der Hoffart. Diners zu geben, Pferde und Equipagen, Titel und Sklaven zu haben gilt ſchon als eine Notwendigkeit, man opfert ſogar das Leben, die Ehre und die Menſchenliebe, um dieſe Notwendigkeit zu befriedigen, und man begeht Selbſtmord, wenn man ſie nicht befriedigen kann. Bei denen, die weniger reich ſind, ſehen wir dasſelbe, bei den Armen werden aber die Nichtbefriedigung der Bedürfniſſe und der Neid vorläufig noch von der Trunkſucht betäubt. Aber bald werden ſie ſich ſtatt an Wein an Blut berauſchen: denn dahin führt man ſie. Ich frage euch, iſt ſo ein Menſch frei? Ich kannte einen „Kämpfer für eine Idee“, der mir ſelbſt erzählte, wie er, als man ihm im Gefängniſſe den Tabak entzog, unter dieſer Entbehrung ſo furchtbar gelitten habe, daß er beinahe hingegangen wäre und ſeine „Idee“ verraten hätte, nur um Tabak zu bekommen. Ein ſolcher ſagt aber: „Ich gehe für die Menſchheit kämpfen.“ Wohin wird er aber gehen und wozu iſt er fähig? Höchſtens

zu einer raſchen Tat, denn Ausdauer hat er nicht. Und es iſt kein Wunder, daß ſie, ſtatt die Freiheit zu erlangen, in Sklaverei und, ſtatt der Bruderliebe und der Einigung der Menſchheit zu dienen, in die Abſonderung und Vereinſamung verfallen ſind, wie es in meiner Jugend mein geheimnisvoller Gaſt und Lehrer ſagte. Darum erliſcht in der Welt immer mehr der Gedanke an den Dienſt der Menſchheit, an die Brüderlichkeit und Zuſammengehörigkeit aller Menſchen; dieſer Gedanke ſtößt wahrlich ſchon auf Spott, denn wie kann man ſeine Gewohnheiten aufgeben und wohin kann ſo ein Sklave gehen, wenn er dermaßen gewohnt iſt, ſeine zahlloſen Bedürfniſſe zu befriedigen, die er ſich ſelbſt erfunden hat? Er iſt in der Vereinſamung, und was geht ihn das Ganze an! Und ſo haben ſie erreicht, daß ſie zwar viele Güter angeſammelt haben, aber weniger Freuden kennen.

Etwas anderes iſt der Weg des Mönches. Über den Gehorſam, die Faſten und das Gebet lacht man ſogar, und doch liegt nur in ihnen der Weg zur echten, wahren Freiheit: ich ſtoße von mir die überflüſſigen und unnötigen Bedürfniſſe ab, bän-

dige und peitſche meinen ſelbſtſüchtigen und hochmütigen Willen durch Gehorſam und erreiche dadurch mit Gottes Hilfe die Freiheit des Geiſtes und mit ihr auch die geiſtige Freude! Aber wer iſt fähiger, eine erhabene Idee zu tragen und ihr zu dienen: der vereinſamte Reiche oder dieſer von der Tyrannei der Dinge und der Gewohnheiten Befreite? Man wirft dem Mönche ſeine Vereinſamung vor: „Du haſt dich in die Einſamkeit zurückgezogen, um dein Seelenheil in den Kloſtermauern zu retten, doch den brüderlichen Dienſt der Menſchheit haſt du vergeſſen.“ Wir wollen aber ſehen, wer in der Bruderliebe eifriger iſt. Denn die Vereinſamung iſt nicht bei uns, ſondern bei ihnen, nur ſehen ſie ſie nicht. Aus unſerer Mitte ſind aber von alters her die Führer des Volkes gekommen, warum ſollten auch jetzt nicht welche kommen? Die gleichen demütigen und milden Faſter und Schweiger werden ſich erheben und ein großes Werk vollbringen. Vom Volke kommt Rußlands Rettung. Das ruſſiſche Kloſter war aber von jeher mit dem Volke einig. Wenn das Volk vereinſamt iſt, ſo ſind auch wir vereinſamt. Das Volk hat den gleichen Glauben wie

wir, ein Ungläubiger kann aber in Rußland nichts erreichen, ſelbſt wenn er aufrichtigen Herzens und genialen Geiſtes iſt. Merkt euch das. Das Volk wird ſich gegen den Atheiſten erheben und ihn beſiegen, und dann wird es nur ein rechtgläubiges Rußland geben. Schont alſo das Volk und wacht über ſein Herz. Erzieht es in der Stille. Das iſt eure mönchiſche Tat, denn dieſes Volk iſt ein Gotträger-Volk.

* * *

f) Einiges über Herren und Diener und ob eine geiſtige Bruderſchaft zwiſchen Herren und Dienern möglich iſt.

Mein Gott, wer wird beſtreiten, daß es auch im Volke Sünden gibt! Das Feuer des Verderbens vermehrt ſich ſogar ſichtbar, von Stunde zu Stunde, und es kommt von oben. Auch im Volke beginnt die Abſonderung: es tauchen Wucherer und Ausbeuter auf; der Kaufmann ſtrebt immer mehr nach Ehren und will als gebildet gelten, während er nicht die geringſte Bildung beſitzt; dazu verwirft er frevelhaft die alten Sitten und ſchämt ſich ſogar des Glaubens ſeiner Väter. Er verkehrt mit Fürſten, iſt aber dabei nur ein verdorbener Bauer. Das Volk verfault in Trunkſucht und kann von ihr nicht mehr loskommen.

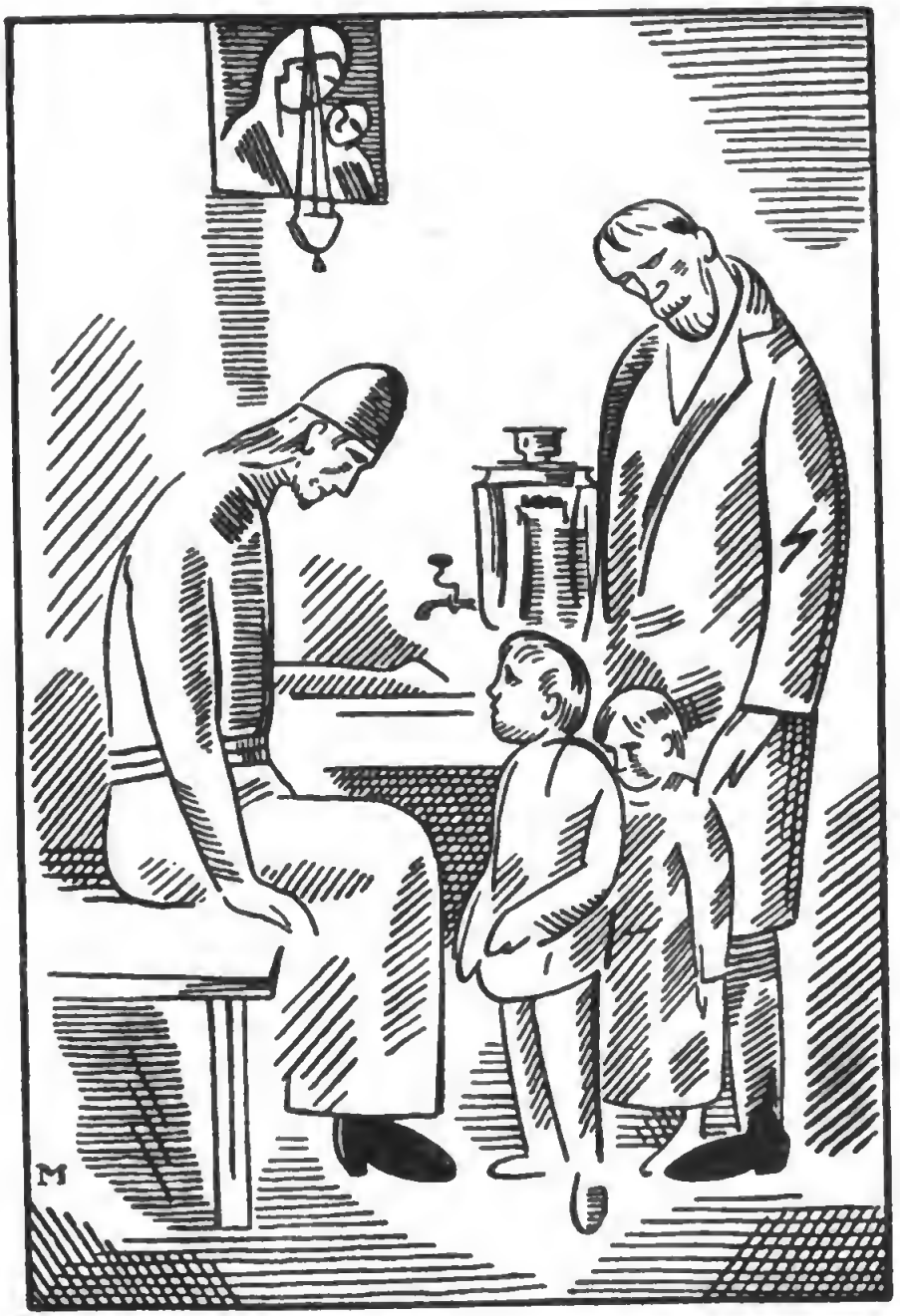
Wieviel Grauſamkeit gegen die Familie, gegen die Frau und die Kinder; alles kommt aber von der Trunkſucht. Ich ſah in den Fabriken ſogar neunjährige Kinder; ſie waren alle ſchwächlich, welk, gekrümmt und ſchon verdorben. Ein dumpfer Arbeitsraum, eine klopfende Maſchine, den ganzen lieben Tag Arbeit, unzüchtige Worte und Schnaps, Schnaps, — iſt es denn das, was die Seele eines ſolchen kleinen Kindes braucht? Sie bedarf der Sonne, der Kinderſpiele, überall eines guten Beiſpiels und wenn auch nur eines Tröpfchens Liebe. Auf daß es anders werde, daß die Quälerei der Kinder aufhöre, erhebt euch, ihr Mönche, und predigt dieſes ſo bald als möglich! Aber Gott wird Rußland retten, denn wenn das gemeine Volk auch verdorben iſt und von der ſtinkenden Sünde nicht laſſen kann, ſo weiß es doch, daß ſeine Sünde von Gott verflucht iſt und daß es ſchlecht tut, wenn es ſündigt. Alſo glaubt unſer Volk doch noch unaufhörlich an die Wahrheit, es bekennt ſich zu Gott und weint vor Rührung. Nicht ſo iſt es aber bei den Höheren. Dieſe wollen im Einklang mit der Wiſſenſchaft, nur nach ihrem eigenen Verſtand, doch ohne

Chriſto eine gerechte Ordnung ſchaffen und haben ſchon verkündigt, daß es kein Verbrechen und keine Sünde gäbe. Von ihrem Standpunkte aus haben ſie auch recht: denn wenn kein Gott iſt, was kann es dann für ein Verbrechen geben? In Europa erhebt ſich ſchon das Volk mit Gewalt gegen die Reichen, und die Volksführer führen es überall zum Blutvergießen und lehren, daß ſein Zorn gerecht ſei. Doch „verflucht ſei ihr Zorn, denn er iſt grauſam“. Rußland aber wird der Herr retten, wie er es ſchon oft gerettet hat. Vom Volke wird die Rettung kommen, von ſeinem Glauben und von ſeiner Demut. Meine Väter und Lehrer, hütet den Glauben des Volkes, denn es iſt kein Traum: mein Leben lang mußte ich über dieſe ſchöne und wahre Würde unſeres großen Volkes ſtaunen; ich ſah ſie ſelbſt, ich bezeuge es, und ſtaunte, ich ſah ſie ſogar trotz des Geſtanks der Sünden und des elenden Ausſehens unſeres Volks. Es iſt ſelbſt nach den zwei Jahrhunderten Sklaverei nicht knechtiſch geſinnt. Es iſt frei in ſeinem Ausſehen und in ſeinem Benehmen, aber ohne jemand zu beleidigen. Es iſt auch nicht rachſüchtig und nicht neidiſch. „Du biſt vornehm, du biſt

reich, du biſt klug und begabt, ich laſſe es dir, Gott ſegne dich. Ich ehre dich, aber ich weiß, daß auch ich Menſch bin. Dadurch, daß ich dich ohne Neid ehre, zeige ich dir meine Menſchenwürde.“ In der Tat, wenn ſie dies auch nicht ſagen (denn ſie verſtehen es noch nicht auszuſprechen), ſo handeln ſie danach; ich habe es ſelbſt geſehen, habe es ſelbſt erfahren, und glaubt mir: je ärmer und niedriger unſer ruſſiſcher Menſch iſt, umſo mehr kann man in ihm von dieſer ſchönen Wahrheit finden, denn die Reichen im Volke, die Wucherer und Ausbeuter ſind in ihrer Mehrzahl ſchon verdorben, und vieles, ſehr vieles, haben wir ſelbſt durch unſere Unachtſamkeit und Nachläſſigkeit verſchuldet! Aber Gott wird ſeine Menſchen retten, denn Rußland iſt durch ſeine Demut groß. Unſere Zukunft ſchwebt mir vor, und ich glaube ſie klar zu ſehen: denn es wird kommen, daß unſer verdorbenſter Reicher ſich ſchließlich ſeines Reichtums vor dem Armen ſchämen wird, und der Arme wird, wenn er dieſe Demut ſieht, ſie verſtehen und ihm nachgeben, wird ihm auf ſeine ſchöne Scham mit Freude und Liebe antworten. Glaubt mir, ſo wird es enden: darauf

geht es hinaus. Die Gleichheit liegt nur in der menſchlichen geiſtigen Würde, und das wird man nur bei uns verſtehen. Wenn es nur Brüder gibt, ſo wird es auch eine Brüderlichkeit geben, aber ohne Brüderlichkeit werden ſie ſich niemals einigen. Wir bewahren das Bild Chriſti, und es wird wie ein koſtbarer Diamant der ganzen Welt leuchten ... Alſo geſchehe es!

Meine Väter und Lehrer, einmal hatte ich ein rührendes Erlebnis. Auf meiner Wanderſchaft traf ich einmal in der Gouvernementsſtadt K. meinen ehemaligen Burſchen Afanaſſij; ſeit unſerer Trennung waren aber ſchon acht Jahre vergangen. Er ſah mich zufällig auf dem Markte, erkannte mich, lief auf mich zu und, mein Gott, wie freute er ſich da! Er fiel über mich her: „Väterchen, Herr, ſind Sie das? Sehe ich Sie wirklich?“ Er führte mich zu ſich. Er war ſchon aus dem Militärdienſt entlaſſen, hatte eine Frau und zwei Kinderchen. Er lebte mit ſeiner Gattin vom Handel, den er an einem offenen Verkaufsſtande auf dem Markte betrieb. Sein Zimmer war ärmlich, aber ſauber und freundlich. Er nötigte mich auf einen Stuhl, bereitete den Sa-



mowar und ſchickte nach ſeiner Frau, als ob ich ihm durch mein Kommen ein Feſt bereitet hätte. Er führte ſeine Kinderchen zu mir heran: „Segnen Sie ſie, Hochwürden.“ — „Geziemt es denn mir,“ antwortete ich ihm, „ſie zu ſegnen: ich bin nur ein einfacher und demütiger Mönch. Ich will für ſie zu Gott beten; für dich aber, Afanaſſij Pawlowitſch, habe ich immer und täglich ſeit jenem Tage zu Gott gebetet, denn durch dich war alles gekommen.“ Und ich erklärte es ihm, ſo gut ich konnte. Der Menſch ſah mich an und konnte es immer noch nicht faſſen, daß ich, ſein früherer Herr und Offizier vor ihm in einer ſolchen Geſtalt und Kleidung ſtand; er fing ſogar zu weinen an. „Warum weinſt du denn,“ ſagte ich ihm, „du unvergeßlicher Menſch? Freue dich doch lieber in deinem Herzen über mich, du Teurer, denn freudig und hell iſt mein Weg.“ Er ſprach nicht viel, ſondern ſeufzte und ſchüttelte gerührt den Kopf. „Wo iſt denn Ihr Reichtum?“ fragte er mich. Ich antwortete: „Ich habe ihn dem Kloſter gegeben, wir leben ja alle in Gemeinſchaft.“ Nach dem Tee begann ich mich von ihm zu verabſchieden, und er gab mir plötzlich einen halben Rubel

als Spende für das Kloſter, einen zweiten halben Rubel ſteckte er mir aber in die Hand und ſagte dabei: „Das iſt für Sie, den Wanderer und Reiſenden, es kommt Ihnen vielleicht zuſtatten, Hochwürden.“ Ich nahm ſeinen halben Rubel an, verneigte mich vor ihm und vor ſeiner Gattin und ging erfreut fort. Unterwegs dachte ich mir: „Nun ſeufzen wir wohl beide, er bei ſich und ich unterwegs, und lächeln zugleich heiter, nicken in der Freude des Herzens mit dem Kopf und denken daran, wie Gott uns zuſammengeführt hat.“ Seit damals habe ich ihn nicht wieder geſehen. Ich war ſein Herr, und er war mein Diener geweſen, aber als wir uns liebevoll und mit geiſtiger Rührung geküßt hatten, war zwiſchen uns die große menſchliche Einigung entſtanden. Ich habe darüber viel nachgedacht und denke mir jetzt ſo: iſt es denn wirklich ſo undenkbar, daß dieſe große und aufrichtige Einigung zu ihrer Zeit überall und zwiſchen allen unſeren ruſſiſchen Menſchen kommen kann? Ich glaube, daß es geſchehen wird und daß die Zeit ſchon nahe iſt.

Über die Diener will ich folgendes ſagen: früher, als junger Menſch habe ich mich viel über die

Diener geärgert: „Die Köchin hat das Eſſen zu heiß aufgetragen, der Burſche hat meine Kleider nicht gebürſtet.“ Aber da erleuchtete mich damals der Gedanke meines lieben Bruders, den ich von ihm in meiner Kindheit gehört hatte: „Bin ich es denn wert, daß ein anderer mir dient und daß ich über ihn wegen ſeiner Armut und Unbildung befehle?“ Und ich wunderte mich damals, wie ſpät uns die einfachſten und klarſten Gedanken in den Sinn kommen. Ohne Diener kann die Welt nicht ſein, richte es aber ſo ein, daß dein Diener freier im Geiſte ſei, als er es wäre, wenn er dir nicht diente. Warum kann ich nicht auch ein Diener meines Dieners ſein und zwar ſo, daß er es ſelbſt ſehe, ohne jeden Stolz von meiner und ohne jedes Mißtrauen von ſeiner Seite? Warum ſoll mein Diener nicht wie mein Verwandter ſein, ſo daß ich ihn ſchließlich in meine Familie aufnehme und mich deſſen freue? Dies iſt ſogar jetzt ſchon zu verwirklichen, wird aber in der Zukunft die Grundlage der herrlichen Einigung der Menſchen ſein, wo der Menſch ſich keine Diener ſuchen und ſeine Mitmenſchen nicht mehr zu Dienern machen wollen wird, wie jetzt, ſondern wo er im

Gegenteil mit dem ganzen Herzen ſtreben wird, nach dem Evangelium, ein Diener aller zu ſein. Iſt es denn nur ein leerer Traum, daß der Menſch ſchließlich ſeine Freuden nur in Taten der Erleuchtung und Barmherzigkeit finden wird, und nicht, wie jetzt, in grauſamen Freuden, — in Völlerei, Unzucht, Hoffart, Prahlſucht und in der neidiſchen Überhebung des einen über den andern? Ich glaube feſt daran, daß es kein leerer Traum iſt und daß dieſe Zeit nicht mehr fern iſt. Man lacht und fragt mich: Wann wird dieſe Zeit anbrechen, und ſieht es denn wirklich danach aus, daß ſie einmal anbricht? Ich aber denke mir, daß wir mit Chriſto dieſe große Tat vollbringen werden. Gab es denn wenig Ideen auf der Erde, in der Menſchheitsgeſchichte, die ſogar nur zehn Jahre vorher unausführbar ſchienen und die plötzlich kamen, wenn für ſie ihre geheimnisvolle Zeit anbrach, und über die ganze Erde wehten? So wird es auch bei uns ſein, und unſer Volk wird der ganzen Welt leuchten, und alle Menſchen werden ſagen: „Der Stein, den die Baumeiſter verworfen haben, iſt zum Eckſtein geworden.“ Die Spötter möchte ich aber fragen:

Wenn das bei uns nur ein leerer Traum iſt, wann werdet ihr dann euer Gebäude errichten und bloß durch euren Verſtand, ohne Chriſto, eine gerechte Ordnung ſchaffen? Wenn ſie aber ſelbſt behaupten, daß ſie, im Gegenteil, die Einigung anſtreben, ſo glauben daran wirklich nur die Einfältigſten unter ihnen, ſo daß man über dieſe Einfalt ſogar ſtaunen kann. Sie haben in Wahrheit viel mehr Phantaſie als wir! Sie wollen ſich gerecht einrichten, aber indem ſie Chriſtum verwerfen, werden ſie damit enden, daß ſie die Welt mit Blut überſchwemmen, denn Blut ſchreit nach Blut, und wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen. Wenn die Verheißung Chriſti nicht wäre, ſo würden ſie einander ausgerottet haben, ſo daß zuletzt nur zwei Menſchen übrig blieben. Und auch dieſe zwei Letzten würden in ihrem Hochmut einander nicht bezähmen können, ſo daß der Letzte erſt den Vorletzten und dann ſich ſelbſt vernichten würde. Das würde auch geſchehen, wenn nicht die Verheißung Chriſti, daß dies um der Sanften und Demütigen willen verkürzt werde. Damals, gleich nach meinem Duell, fing ich, noch in der Offiziersuniform, an, in der Ge-

ſellſchaft über die Diener zu ſprechen, und ich erinnere mich noch, wie ſich alle über mich wunderten: „Was ſollen wir denn tun, vielleicht den Diener auf das Sofa ſetzen und ihm Tee reichen?“ Ich antwortete ihnen darauf: „Warum auch nicht? Und wenn auch nur ab und zu.“ Alle lachten damals darüber. Ihre Frage war leichtfertig, und meine Antwort unklar, aber ich denke, eine Wahrheit war in ihr doch enthalten.

* *
*

g) Vom Gebet, von der Liebe und von der Berührung mit anderen Welten.

Jüngling, vergiß nicht das Gebet. Sooft du beteſt, leuchtet in deinem Gebet, wenn es nur aufrichtig iſt, ein neues Gefühl auf und mit ihm ein neuer Gedanke, den du früher nicht kannteſt und der dich von neuem ſtärken wird, und du wirſt begreifen, daß das Gebet Erziehung iſt. Merke dir noch dieſes: jeden Tag, ſo oft du nur kannſt, ſprich leiſe vor dich hin: „Herr, erbarme Dich aller, die bis zur Stunde vor Dich getreten ſind.“ Denn in jeder Stunde und in jedem Augenblick verlaſſen Tauſende von Menſchen ihr Leben auf dieſer Erde, und ihre Seelen treten vor den Herrn, — wie viele von ihnen ſind einſam und unbekannt aus der Welt geſchieden, in Trauer und Gram, daß niemand ihnen eine Träne nachweint, daß

niemand ſogar weiß, ob ſie gelebt haben oder nicht. Da wird aber vielleicht vom andern Ende der Erde dein Gebet um ſeine Seelenruhe aufſteigen, und wenn du ihn auch gar nicht kannteſt, und er dich nicht. Welche Freude wird es nun für ſeine Seele ſein, in dem Augenblick, als er in Furcht vor den Herrn hintritt, zu fühlen, daß es auch für ihn einen Beter gibt und daß auf Erden noch ein Menſchenweſen geblieben iſt, das ihn liebt. Auch wird der Herr gnädiger auf euch beide ſchauen, denn wenn ſchon du dich ſeiner ſo ſehr erbarmſt, um wie viel größer wird Er ſich ſeiner erbarmen, da Er doch unendlich barmherziger und liebevoller iſt als du. Und Er wird ihm um deinetwillen vergeben.

Brüder, fürchtet nicht die Sünde der Menſchen, liebet den Menſchen auch in ſeiner Sünde, denn eine ſolche Liebe iſt der göttlichen gleich und die höchſte Liebe auf Erden. Liebet die ganze Schöpfung Gottes, die Geſamtheit wie auch jedes Sandkorn. Liebet jedes Blättchen, jeden Lichtſtrahl Gottes. Liebet die Tiere, liebet die Pflanzen, liebet jedes Ding. Wenn du jedes Ding liebſt, ſo wirſt du auch das Geheimnis Gottes in den

Dingen erkennen. Du wirſt es einmal erfaſſen und dann von Tag zu Tag immer mehr und mehr erkennen. Und zuletzt wirſt du die ganze Welt mit einer einzigen, allweltlichen Liebe lieben. Liebet die Tiere: ihnen hat Gott den Anfang des Denkens und eine ungetrübte Freudigkeit gegeben. Störet dieſe Freudigkeit nicht, quälet die Tiere nicht, nehmt ihnen ihre Freude nicht, widerſtrebt nicht den Abſichten Gottes. Menſch, überhebe dich nicht über das Tier: es iſt ſündlos, du aber mit deinem Hochmut machſt die Erde durch dein bloßes Erſcheinen auf ihr faulen und läßt Spuren der Fäulnis zurück, — ach, das tut faſt jeder von uns! — Liebet beſonders die Kinder, denn auch ſie ſind ſündlos wie die Engel und leben, um in unſeren Herzen Rührung zu wecken und ſie zu läutern und ſind ein Hinweis für uns. Wehe dem, der ein Kind kränkt. Mich hat aber P. Anſim gelehrt, die Kindlein zu lieben: er, der Liebe und Schweigſame pflegte ihnen auf unſere Wanderſchaft für die Kopeken, die man ihm ſchenkte, Pfefferkuchen und Eiszucker zu kaufen; er konnte an den Kindlein nicht ohne ſeeliſche Erſchütterung vorbeigehen: ſo ein Menſch war er.

Vor manchem Gedanken bleibt man verſtändnislos ſtehen, beſonders wenn man die Sünde der Menſchen ſieht, und man fragt ſich: „Soll man es mit Gewalt oder mit demütiger Liebe bezwingen?“ Entſcheide dich immer für: „Ich werde es mit demütiger Liebe bezwingen.“ Wenn du dich ein für allemal dafür entſchieden haſt, ſo kannſt du die ganze Welt erobern. Liebevolle Demut iſt eine ungeheure Kraft, die gewaltigſte aller Kräfte, und es gibt in der Welt nichts ihresgleichen. Jeden Tag, jede Stunde und jede Minute gib auf dich acht und wache über dich, damit dein Antlitz rein und leuchtend bleibe. Da biſt du böſe, mit einem ſchlechten Wort und mit zürnender Seele an einem kleinen Kinde vorbeigegangen; du haſt das Kind vielleicht gar nicht bemerkt, es hat dich aber geſehen, und dein unſchönes und unfrommes Bild iſt vielleicht in ſeinem ſchutzloſen kleinen Herzen geblieben. Du haſt das gar nicht gewußt, haſt aber vielleicht ſchon ein ſchlechtes Samenkorn in ſeine Seele geworfen, und das Samenkorn wird vielleicht aufgehen, und das alles nur, weil du dich vor dem Kinde nicht in acht genommen und in dir keine

M

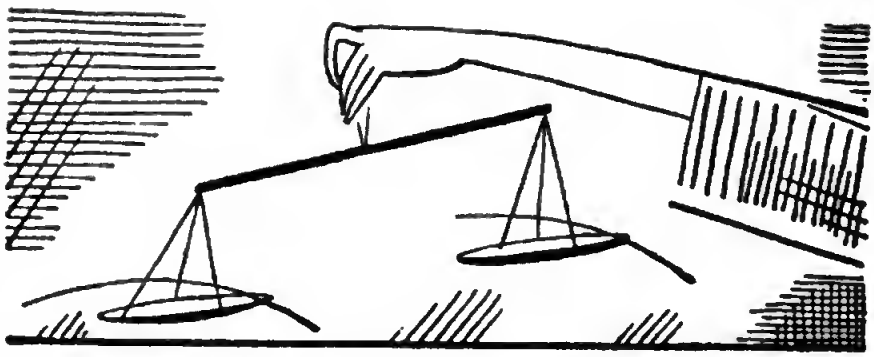
wachſame, tätige Liebe großgezogen haſt. Brüder, die Liebe iſt eine Lehrerin, aber man muß verſtehen, ſie zu erwerben, denn es iſt ſchwer, ſie zu erwerben, ſie wird teuer, durch viele Mühe und nach langer Zeit erkauft, denn man muß nicht nur für einen zufälligen Augenblick lieben, ſondern ſein Leben lang. Zufällig kann aber jeder Menſch lieben, ſelbſt ein Böſewicht. Mein junger Bruder hat die Vöglein um Verzeihung gebeten; das mag ſinnlos erſcheinen, aber es iſt doch richtig: denn alles iſt wie ein Ozean, alles fließt und berührt ſich; wenn du an einer Stelle rührſt, weckſt du am andern Ende der Welt einen Widerhall. Mag es wahnſinnig ſein, die Vöglein um Verzeihung zu bitten, aber den Vöglein, auch den Kindern und jedem Tiere in deiner Nähe wäre es leichter, wenn du beſſer wäreſt, als du jetzt biſt; es würde ihnen, wenn auch nur ein bißchen, leichter ſein. Alles iſt wie ein Ozean, ſage ich euch. Dann würdeſt du auch zu den Vöglein beten, von einer allumfaſſenden Liebe gequält, wie in Verzückung, und du würdeſt bitten, daß ſie dir deine Sünde erlaſſen. Halte dieſe Verzückung teuer, wie ſinnlos ſie den Menſchen auch erſcheinen mag.

Meine Freunde, bittet Gott um Frohſinn. Seid freudig wie die Kinder, wie die Vöglein des Himmels. Und die Sünde der Menſchen ſoll euch nicht beirren in eurem Tun, fürchtet nicht, daß ſie euer Werk vor der Vollendung erdrücken könnte; ſagt nicht: „Stark iſt die Sünde, mächtig iſt die Gottloſigkeit, groß iſt die Macht der ſchlechten Umgebung, wir ſind aber einſam und ohnmächtig, die ſchlechte Umgebung wird uns erdrücken und unſer gutes Werk nicht vollenden laſſen.“ Kinder, flieht dieſe trüben Gedanken! Es gibt hier nur eine Rettung: mache dich für die ganze Sünde der Menſchen verantwortlich. Freund, es iſt wirklich ſo, denn wenn du dich aufrichtig für alle verantwortlich machſt, ſo wirſt du ſofort ſehen, daß es in Wirklichkeit ſo iſt und daß du die Schuld aller auf dir trägſt. Wenn du aber deine eigene Trägheit und Ohnmacht auf die Menſchen abwälzſt, ſo endeſt du damit, daß du in ſataniſchen Hochmut verfällſt und gegen Gott murrſt. Vom ſataniſchen Hochmut denke ich ſo: es iſt uns hier auf Erden ſchwer, ihn zu erkennen, darum kann man ſich leicht täuſchen und in ihn verfallen, ſogar überzeugt, daß man etwas Großes und Schönes tut.

Auch viele ſtarke Gefühle und Regungen unſerer Natur können wir auf der Erde noch nicht erkennen, aber laß dich dadurch nicht verführen und denke nicht, daß dies dir als Rechtfertigung dienen kann, denn der ewige Richter wird dich nur danach fragen, was du erkennen, und nicht danach, was du nicht erkennen konnteſt; du wirſt dich davon ſelbſt überzeugen, denn dann wirſt du alles richtig ſehen und nicht mehr ſtreiten. Auf der Erde irren wir aber gleichſam herum, und wenn wir das koſtbare Bild Chriſti nicht vor uns hätten, ſo wären wir zugrunde gegangen und hätten uns gänzlich verirrt wie das Menſchengeſchlecht vor der Sintflut. Vieles auf Erden iſt vor uns verborgen, ſtatt deſſen iſt uns aber das geheime verborgene Gefühl unſeres lebendigen Zuſammenhangs mit einer andern Welt gegeben, mit einer höheren Welt, und auch die Wurzeln unſerer Gedanken und Gefühle ſind nicht hier, ſondern in anderen Welten. Darum ſagen auch die Philoſophen, daß man das Weſen der Dinge auf Erden nicht erfaſſen kann. Gott nahm die Samen aus anderen Welten, ſtreute ſie auf dieſe Erde aus und pflanzte ſeinen Garten, und alles, was aufgehen konnte,

ging auf. Aber das Aufgegangene lebt nur durch das Gefühl ſeiner Berührung mit anderen, geheimnisvollen Welten; wenn dieſes Gefühl in dir ſchwach wird oder erſtirbt, ſo erſtirbt auch das, was in dir aufgegangen iſt. Dann wirſt du gleichgültig gegen das Leben und kannſt das Leben ſogar haſſen. So denke ich mir.

* * *



b) Kann man der Richter über ſeinesgleichen ſein? Vom Glauben bis ans Ende.

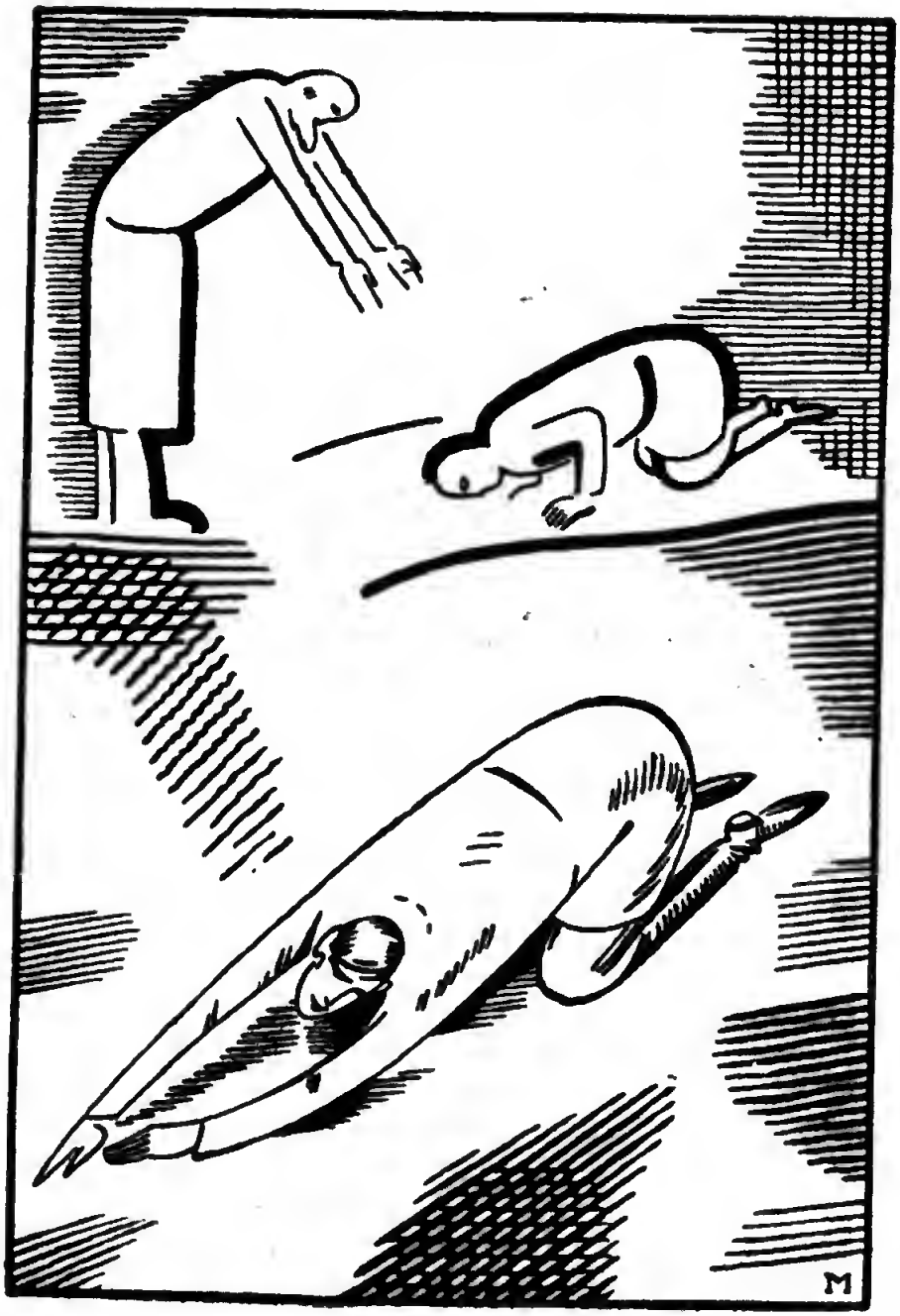
Merke dir insbeſondere, daß du niemands Richter ſein kannſt. Denn es kann auf Erden keinen Richter eines Verbrechers geben, ehe der Richter ſelbſt erkannt hat, daß er der gleiche Verbrecher iſt, wie der, der vor ihm ſteht, und daß er am Verbrechen des vor ihm Stehenden vielleicht mehr als alle ſchuldig iſt. Wenn er das erkannt hat, ſo kann er auch Richter ſein. Mag das noch ſo wahnſinnig erſcheinen, es iſt doch ſo. Denn wäre ich ſelbſt gerecht, ſo gäbe es vielleicht auch nicht den Verbrecher vor mir. Wenn du vermagſt, das Verbrechen des vor dir ſtehenden Verbrechers, den dein Herz richtet, auf dich zu nehmen, ſo nimm es ſofort auf dich und büße es ſelbſt, ihn aber entlaſſe

ohne jeden Vorwurf. Selbſt wenn dich das Geſetz zum Richter über ihn beſtellt hat, ſo handle auch dann, ſoweit du kannſt, in dieſem Geiſte, denn wenn er von dir geht, wird er ſich noch härter verurteilen, als ihn dein Gericht verurteilt hätte. Und wenn er mit deinem Kuß auf der Stirne gefühllos fortgeht und dich auch noch auslacht, ſo nimm auch daran kein Ärgernis: das bedeutet nur, daß die Zeit für ihn noch nicht gekommen iſt: ſie wird aber einmal kommen. Und wenn ſie auch nicht kommt, ſo iſt es gleich: tut er es nicht, ſo wird es ein anderer an ſeiner ſtatt erkennen und das Leid auf ſich nehmen, ſich anklagen und verurteilen, und ſo wird die Wahrheit ſiegen. Glaube daran, glaube daran ohne jeden Zweifel, denn darin liegt die ganze Hoffnung und der ganze Glaube der Heiligen.

Betätige dich unaufhörlich. Wenn du dich am Abend, vor dem Einſchlafen erinnerſt: „Ich habe nicht getan, was ich hätte tun ſollen," ſo ſtehe ſofort auf und tue es. Wenn du von böſen und gefühlloſen Menſchen umgeben biſt und ſie auf dich nicht hören wollen, ſo falle vor ihnen nieder und bitte ſie um Verzeihung, denn es iſt in Wahr-

heit deine Schuld, daß ſie auf dich nicht hören wollen. Und wenn du mit den Haßerfüllten nicht mehr reden kannſt, ſo diene ihnen ſchweigend und in Demut, ohne die Hoffnung zu verlieren. Und wenn dich alle verlaſſen oder mit Gewalt vertreiben, ſo falle, wenn du allein geblieben biſt, zur Erde nieder, küſſe die Erde, benetze ſie mit deinen Tränen, und die Erde wird aus deinen Tränen eine Frucht wachſen laſſen, auch wenn dich niemand in deiner Einſamkeit geſehen und gehört hat. Glaube bis ans Ende, ſelbſt wenn es ſo kommt, daß alle Menſchen auf Erden ſich vom Glauben abwenden und du allein gläubig bleibſt; bringe auch dann dein Opfer dar und preiſe Gott als Einziger. Und wenn du noch einen zweiten Menſchen findeſt, der gleich dir glaubt, ſo iſt es ſchon eine ganze Welt, die Welt der lebendigen Liebe. Umarmt einander in Andacht und preiſet Gott: denn ſeine Wahrheit hat ſich erfüllt, und wenn auch nur in euch beiden.

Wenn du ſelbſt ſündigſt und bis in den Tod betrübt biſt wegen deiner Sünden oder wegen einer plötzlichen Sünde, ſo freue dich über den andern, freue dich über den Gerechten, freue dich darüber,

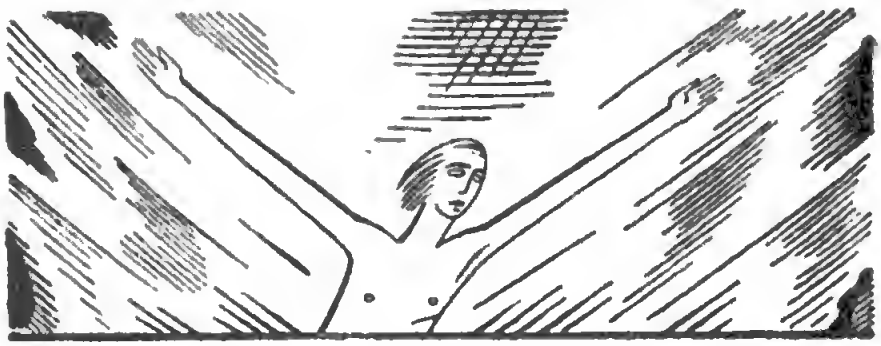

M

daß wenn du auch geſündigt haſt, er dafür gerecht und ſündlos iſt.

Wenn aber die Wahrheit der Menſchen in dir eine unüberwindliche Empörung und Trauer weckt, ſo daß dir ſogar der Wunſch kommt, an den Miſſetätern Rache zu nehmen, ſo fürchte dieſes Gefühl über alles; gehe ſofort hin und ſuche dir Qualen, als wäreſt du ſelbſt an der Miſſetat der Menſchen ſchuldig. Nimm dieſe Qualen auf dich und erdulde ſie, dann wird dein Herz Ruhe finden, und du wirſt begreifen, daß auch du ſelbſt ſchuldig biſt, denn du haſt den Miſſetätern als einziger Sündloſer leuchten können, haſt ihnen aber nicht geleuchtet. Hätteſt du geleuchtet, ſo hätteſt du mit deinem Lichte den andern den Weg gewieſen, und der, der die Miſſetat verübt, hätte ſie in deinem Lichte vielleicht nicht verübt. Selbſt wenn du geleuchtet haſt, aber ſiehſt, daß die Menſchen auch mit deinem Lichte keine Rettung finden, bleibe feſt und verzweifle nicht an der Kraft des himmliſchen Lichtes; glaube, daß ſie, wenn ſie ſich noch nicht gerettet haben, ſich ſpäter retten werden. Und werden ſie ſich auch ſpäter nicht retten, ſo werden ſich ihre Söhne retten, denn dein Licht

wird nicht erſterben, ſelbſt wenn du ſelbſt ſtirbſt. Der Gerechte geht dahin, aber ſein Licht bleibt. Sie werden aber auch nach dem Tode des Retters gerettet werden. Das Menſchengeſchlecht erkennt ſeine Propheten nicht an und ſteinigt ſie, aber die Menſchen lieben ihre Märtyrer und verehren die, die ſie totgequält haben. Du arbeiteſt aber für das Ganze und wirkſt für das Kommende. Einen Lohn ſuche aber nie, denn du haſt ſchon ohnehin einen großen Lohn auf Erden: deine geiſtige Freude, die nur der Gerechte findet. Fürchte weder die Vornehmen, noch die Mächtigen, aber ſei weiſe und immer aufrecht. Halte Maß und kenne die Friſten, lerne das. Wenn du aber allein biſt, ſo bete. Liebe es, auf die Erde zu fallen und ſie zu küſſen. Küſſe die Erde und liebe ſie unaufhörlich und unerſättlich, liebe alle, liebe alles, ſuche dieſe Verzückung und Begeiſterung. Benetze die Erde mit den Tränen deiner Freude und liebe dieſe deine Tränen. Schäme dich nicht dieſer Verzückung, halte ſie hoch, denn ſie iſt eine große Gabe Gottes, die nicht vielen verliehen wird, ſondern nur den Auserwählten.

* * *



i) Von der Hölle und vom hölliſchen Feuer. Eine myſtiſche Betrachtung.

Meine Väter und Lehrer, ich ſage mir: „Was iſt die Hölle?“ Ich denke mir ſo: „Sie iſt der Schmerz darüber, daß man nicht mehr lieben kann.“ Im unendlichen Sein, das weder im Raume noch in der Zeit meßbar iſt, wurde einmal einem beſtimmten geiſtigen Weſen durch ſein Erſcheinen auf der Erde die Möglichkeit gegeben, ſich zu ſagen: „Ich bin und ich liebe.“ Einmal, nur ein einziges Mal wurde ihm der Augenblick der tätigen, lebendigen Liebe gegeben, dazu wurde ihm aber das irdiſche Leben verliehen und mit ihm eine Zeit und eine Friſt. Dieſes glückliche Weſen hat aber die koſtbare Gabe zurückgewieſen, hat ſie nicht zu ſchätzen und zu lieben gewußt, hat ſie

verſpottet und iſt gefühllos geblieben. Wenn ein ſolcher von der Erde ſcheidet, ſchaut er wohl Abrahams Schoß und redet mit Abraham, wie es uns im Gleichnis vom Reichen und von Lazarus gezeigt iſt, er ſchaut auch das Paradies und kann auch vor den Herrn treten, aber ſeine Qual beſteht eben darin, daß er, der nie geliebt hat, vor den Herrn tritt und mit denen in Berührung kommt, deren Liebe er verſchmäht hat. Denn er ſieht es klar und ſagt zu ſich ſelbſt: „Jetzt bin ich ſchon wiſſend und lechze zu lieben, aber in meiner Liebe wird keine große Tat und kein Opfer mehr ſein, denn mein irdiſches Leben iſt zuende, und Abraham wird nicht kommen, um mit einem Tropfen lebendigen Waſſers (d. h. mit der Gabe des früheren, tätigen irdiſchen Lebens) das Feuer des Durſtes nach geiſtiger Liebe, an der ich jetzt verbrenne und die ich auf Erden verſchmähte, zu kühlen; es iſt kein Leben mehr und es wird keine Zeit mehr ſein! Auch wenn ich mein Leben für die anderen hingeben wollte, kann ich es nicht mehr, denn jenes Leben, das man der Liebe zum Opfer bringen konnte, iſt vorbei, und nun iſt zwiſchen jenem Leben und dieſem Sein ein Ab-

grund.“ Man ſpricht von einem materiellen hölliſchen Feuer: ich erforſche dieſes Geheimnis nicht und fürchte es, aber ich denke mir, daß wenn es ein materielles Feuer gäbe, ſie ſich darüber wahrlich freuen würden, denn, ſie würden, glaube ich, in der materiellen Qual wenn auch für einen Augenblick die viel ſchlimmere geiſtige Qual vergeſſen. Man kann ſie von dieſer geiſtigen Qual auch nicht erlöſen, denn ſie iſt nicht äußerlich, ſondern in ihrem Innern. Und wenn man ſie von ihr auch erlöſen könnte, ſo würden ſie, glaube ich, dadurch noch unglücklicher werden. Denn wenn die Gerechten im Paradieſe angeſichts ihrer Qualen ihnen verzeihen und ſie mit unendlicher Liebe zu ſich berufen, ſo vermehren ſie dadurch nur ihre Qualen, indem ſie in ihnen die Flamme des Durſtes nach einer tätigen und dankbaren Gegenliebe anfachen, die aber ſchon unmöglich iſt. Mit ſcheuem Herzen denke ich aber, daß das Bewußtſein dieſer Unmöglichkeit ſelbſt ihnen zuletzt doch Erleichterung bringen würde, denn ſie werden, indem ſie die Liebe der Gerechten hinnehmen, die zu erwidern ihnen unmöglich iſt, ſchließlich gleichſam ein Ebenbild der tätigen Liebe finden, die ſie auf

Erden verſchmäht haben, und eine ihr gleichende Tat ... Es tut mir leid, meine Brüder und Freunde, daß ich es nicht klar ausſprechen kann, aber wehe denen, die ſich auf Erden ſelbſt vernichtet haben, wehe den Selbſtmördern! Ich glaube, daß niemand unglücklicher ſein kann als ſie. Man ſagt uns, es ſei Sünde, für ſie zu Gott zu beten, und die Kirche ſcheint ſie äußerlich zu verwerfen, aber ich denke, daß man auch für ſie beten darf. Chriſtus wird doch wegen der Liebe nicht zürnen. Für dieſe habe ich mein Leben lang innerlich gebetet, ich bekenne es euch, meine Väter und Lehrer, und bete auch heute noch jeden Tag.

Gewiß, es gibt auch ſolche, die in der Hölle, trotz des zweifelloſen Wiſſens und angeſichts der unwiderlegbaren Wahrheit, hochmütig und böſe bleiben, die dem Satan und ſeinem hochmütigen Geiſte gänzlich verfallen ſind. Für dieſe iſt es eine freiwillige und unerſättliche Hölle; ſie ſind freiwillige Märtyrer. Denn ſie haben ſich ſelbſt verdammt, indem ſie Gott und das Leben verdammt haben. Sie nähren ſich von ihrem gehäſſigen Hochmut, wie ein Hungernder in der Wüſte ſein eigenes Blut ſaugt. Sie ſind aber unerſättlich in

alle Ewigkeit, ſie weiſen die Verzeihung zurück und verdammen Gott, der ſie ruft. Sie können den lebendigen Gott ohne Haß nicht ſchauen und verlangen, daß es den Gott des Lebens nicht gäbe, daß Gott ſich ſelbſt und ſeine Schöpfung vernichte. Und ſie werden im Feuer ihres Haſſes ewig brennen und nach Tod und Nichtſein lechzen. Aber ſie werden den Tod nicht empfangen . . .

* * *

Hier enden die Aufzeichnungen Alexej Fjodorowitſch Karamaſows. Ich wiederhole: ſie ſind unvollſtändig und fragmentariſch. Die biographiſchen Mitteilungen z. B. umfaſſen nur die frühe Jugend des Starez. Vieles von ſeinen Predigten und Meinungen, was er offenbar zu verſchiedenen Anläſſen geſagt hat, iſt hier zu einem Ganzen vereinigt. Was aber der Starez in ſeinen letzten Lebensſtunden geſprochen hat, iſt nicht genau angegeben, und man kann ſich nur eine Vorſtellung vom Geiſte und Charakter dieſes Geſprächs bilden, wenn man darauf zurückgreift, was Alexej Fjodorowitſch aus ſeinen früheren Predigten anführt. Der Tod des Starez kam aber wirklich völlig unerwartet. Alle, die ſich bei ihm an jenem letzten Abend verſammelt hatten, ſahen zwar klar, daß ſein Tod nahe war, konnten ſich aber doch nicht vorſtellen, daß er ſo plötzlich eintreten würde; im Gegenteil, wie ich ſchon oben ſagte, waren ſeine Freunde, als ſie ihn an jenem Abend ſo rüſtig und geſprächig ſahen, ſogar überzeugt, daß in ſeinem Befinden eine merkliche, wenn auch nur vorübergehende Beſſerung eingetreten ſei. Selbſt fünf Minuten vor dem Tode, ſo berichtete man

ſpäter, konnte man noch nichts vorausſehen. Er fühlte anſcheinend plötzlich einen heftigen Schmerz in der Bruſt, erbleichte und drückte ſeine Hand feſt ans Herz. Alle erhoben ſich dann ſofort von ihren Plätzen und eilten zu ihm; er aber ſank, wenn auch unter Schmerzen, doch mit einem ſtillen Lächeln auf ſie ſchauend, langſam vom Seſſel auf die Erde, kniete nieder, neigte ſich dann mit dem Geſicht zur Erde, breitete ſeine Arme wie in ſüßer Verzückung aus und empfahl ſeine Seele, die Erde küſſend und betend (wie er es ſelbſt lehrte), ſtill und freudig dem Herrn.

* * *

Die Nachricht von ſeinem Hinſcheiden verbreitete ſich ſofort in der Einſiedelei und erreichte das Kloſter. Die Nächſten des Verſchiedenen und die, denen es nach dem Statut oblag, wuſchen und bekleideten ſeine Leiche nach alter Sitte, die ganze Brüderſchaft verſammelte ſich aber in der Domkirche. Und die Kunde von ſeinem Hinſcheiden erreichte, wie man ſpäter erzählte, noch vor Morgengrauen die Stadt.

Gedruckt bei C. G. Naumann G. m. b. H. in Leipzig

Hundertfünfzig Exemplare wurden auf Bütten abgezogen und vom Künſtler ſigniert. Dieſes Stück erhielt die Nummer 129

[redacted]

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

CIRCULATION DEPARTMENT

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
[redacted]d books are subject to immediate recall.

DEC 14 1976

REC. CIR. NOV 8 '76

LD21—32m—1,'75
(S3845L)4970

General Library
University of California
Berkeley

(γkζ)

Gr B

Digitized by Google